Günter Fritzsch

benno

Gesicht zur Wand

Willkür und Erpressung hinter Mielkes Mauern

Günter Fritzsch

Gesicht zur Wand

Willkür und Erpressung hinter Mielkes Mauern

beNNO VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Fritzsch, Günter:
Gesicht zur Wand : Willkür und Erpressung hinter Mielkes Mauern / Günter Fritzsch. 3. Auflage - Leipzig : Benno-Verl., 1996
ISBN 3-7462-1188-3

ISBN 3-7462-1188-3

© St. Benno Buch- und Zeitschriftenverlagsgesellschaft mbH 1993
3. Auflage 1996
Einbandgestaltung: Matthias Klemm
unter Verwendung einer Plastik von Claus-Lutz Gaedicke
(Standort: Hoyerswerda)
Foto: P. Radke
Gestaltung der Stasi-Dokumente: Matthias Klemm
DTP: St. Benno-Verlag
Druck und Binden: Tiskárny Vimperk

Hauptabteilung IX/2

S t

zum Vorschlag der Be
Leipzig, Abteilung
Günter

Berlin, den 3. 12. 1970
671/70

Im Er
A

e l l u n g n a h m e

zirksverwaltung für Staatssicherheit
IX, zur Inhaftierung des Dr. FRITZSCH,

---

gebnis der durch die Hauptabteilung IX/2 erfolgten
leitungs- und Koordinierungstätigkeit der in mehreren
Bezirksverwaltungen in Bearbeitung befindlichen staats-
feindlichen Gruppierungen konnte in Auswertung der er-
zielten Untersuchungsergebnisse im Zusammenwirken mit
der Abteilung IX der Bezirksverwaltung Leipzig die straf-
rechtliche Verantwortlichkeit des zur Festnahme wegen
staatsfeindlichen Menschenhandels vorgeschlagenen Dr.
Günter FRITZSCH als Angehöriger einer staatsfeindlichen
Gruppierung in Leipzig nachgewiesen werden.

Im Rahmen des gegen FRITZSCH einzuleitenden
verfahrens kann
triebenen
händ

Für Marion

Vorwort

Der Herbst 1989 brachte der DDR einen Bürgeraufstand, der den staatlichen Repressionsapparat wegfegte. Die DDR überstand diesen Sturm als politisches Gebilde nicht. Die Volksbewegung blieb nicht bei Reformen und beim Wechsel der politischen Führung stehen, sondern löste den ganzen Staat auf und erzwang die Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Das Leben aller davon Betroffenen hat sich entscheidend geändert. So sehr, daß für viele das Gedächtnis über die alte DDR-Zeit verblaßt ist. Manche vergolden ihre Erinnerung. Zunächst sagten sie, daß „nicht alles in der DDR schlecht gewesen" sei. Später dann, daß man „die positiven Elemente" hätte übernehmen sollen. Heute nimmt die Zahl derer zu, die vom politischen und wirtschaftlichen Bau der Bundesrepublik nichts halten: „Dieses System wird es auch nicht schaffen!"

Über all das kann man reden. Man darf vergleichen. Eines darf man bei einer ausgewogenen Beurteilung allerdings nicht ausblenden: Die DDR war auch in ihrer milderen spätsozialistischen Epoche ein Repressionsstaat, in dem das Verfassungsrecht auf Freizügigkeit, Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit außer Kraft gesetzt war, wenn seine Wahrnehmung auf Kritik an den herrschenden Verhältnissen hinauslief. Die Staatssicherheit war der Schlagarm der SED. Sie traf hart, wenn sie zuschlug. Und nur in seltenen Fällen waren die Opfer tatsächlich Staatsfeinde, das heißt (neutral ausgedrückt) Personen, die eine grundlegende Änderung des Systems anstrebten. Die meisten „feindlich-negativen Elemente" waren Unzufriedene, die mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg hielten und Reformen verlangten. Wer den Sozialismus aufgegeben hatte, der versuchte meist, in den Westen zu kommen, und nur wenige arbeiteten wirklich subversiv gegen das System. Die Ausrede, daß der verschärfte internationale Klassenkampf im kalten Krieg ein hartes Vorgehen erzwang, ist unzutreffend. Die Machthaber waren das Opfer der selbsterzeugten Klassenkampfhysterie.

In den vergangenen Jahren wurden die Akten des untergegangenen Staates öffentlich zugänglich. Die Methoden der politischen Entscheidungsfindung in Politbüro und Bürokratie ebenso wie die Repressionsmethoden der Staatssicherheit und der „Organe des Ministeriums des Inneren" sind in zahlreichen Enthüllungen und seriösen Studien veröffentlicht worden. Tausende haben Einsicht in die „eigenen" Akten nehmen können und die eigene Erinnerung durch Vergleich mit dem Niedergeschriebenen der Staatsmacht (das teils zutreffend, teils erlogen war) schärfen können. Der Gesamteindruck, der heute in der Öffentlichkeit vorherrscht, ist, daß der ganze SED- und Stasi-Staat eine einzige Lachnummer war. Die Verlautbarungen und Ideen der Herrschenden klingen kraftlos, hohl und lächerlich. Die Stasi hat die abstrusesten Ideen in die Tat umgesetzt, hat Geruchsproben von feindlich-negativen Personen in Konservengläsern gesammelt, hat sich aufs Dilettantischste in die Psychologie des Verhaltens der Bevölkerung eingemischt, hat absurde Denunziationen gesammelt und protokolliert und darauf alberne Verfolgungs- und Zersetzungsmaßnahmen aufgebaut. Das Ende dieser Großorganisation 1989 und 1990 ist ein klägliches Jammerbild.

Ich finde es gut, daß heute über Partei und Stasi gelacht wird, über Honecker und Ulbricht, über die Albernheiten der politischen Inszenierung und über den wirtschaftlichen Dilettantismus. Eins aber darf keinesfalls verdrängt werden: Die Vergangenheit war nicht lächerlich, als sie Gegenwart war. Wer in das Fadenkreuz der Sicherheit und der Organe der Rechtspflege geriet, hatte nichts zu lachen. Der bekam es mit massiver psychischer und physischer Aggression zu tun und war wehrlos und in maßloser Angst. Selbst wer nicht zusammenbrach und sich anpaßte, sondern die seelische Kraft sammelte und Widerstand leistete, befand sich in hoffnungsloser Defensive.

Günter Fritzsch ist einer von den Menschen, die in die Fänge des Repressionsapparates geraten sind. Seinen Fleck in der geheimen Kaderakte hatte er durch eine negative Beurteilung seines Schuldirektors erhalten. Später war er durch einen Protest gegen die Sprengung der gotischen Universitätskirche, durch Debatten in einem privaten Zirkel, durch Kontakte zu „Ausreisewilligen", zu westdeutschen Kollegen und Bekannten und durch offene Meinungsäußerungen aufgefallen und wurde das Opfer einer perfiden Anwerbungsstra-

tegie. Die Bedrohung durch ein Gerichtsurteil sollte ihn gefügig machen. Als er sich weigerte, nahm die Sache ihren Lauf. Er wurde zu sechs Jahren Haft verurteilt, kam nach einem Jahr auf Grund einer Generalamnestie frei und wurde nicht mehr in die DDR-Gesellschaft „integriert".

Ein Schicksal, vergleichbar mit vielen gleichartigen. Manche sind glimpflicher davongekommen; andere hat es schlimmer erwischt. Als Wissenschaftler ist Günter Fritzsch um seine kreativsten Jahre betrogen worden. Immerhin ist seine berufliche Qualifikation nicht vernichtet worden, und er hat im Westen Anschluß gefunden. Aus der verlorenen Lebenszeit hat er das Beste gemacht: Er hat einen ausführlichen Bericht über Untersuchungshaft und Zuchthauszeit geschrieben. Er gehört damit zu den wenigen, die die Kraft gefunden haben, die Erfahrungen rational zu verarbeiten, analytisch zu erfassen und damit zum Zeitzeugen einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte zu werden. Die Zeit ist darüber hinweggegangen, und wir haben heute andere Sorgen. Ich räume gern ein, daß ich Abstand nehmen und mich ruhig hinsetzen muß, um den Bericht noch einmal zu lesen. Aber dann bringt mir der in seiner Nüchternheit beklemmende Bericht die 40 Jahre DDR wieder ins Gedächtnis. Es ist mir bewußt, daß Menschen, die nicht im Ostblock gelebt haben oder die zu jung sind, diese erinnernde Vergegenwärtigung nicht zur Verfügung steht. Auch sie sollten diesen Bericht über Willkür und Erpressung zur Kenntnis nehmen. Die Mechanismen der psychischen Repression sind keine Erfindung der Stasi, und sie sind auch nicht mit ihr untergegangen. Das sadistische Potential von Machtträgern ist stets latent vorhanden. Jedem sollte klar werden, wozu wir die oft formal und umständlich erscheinenden Prozeduren benötigen, die dem einzelnen Schutz vor dem Staat gewähren und dessen Zugriffsmöglichkeit auf die Person einschränken, sogar dann, wenn diese im Verdacht steht, Verbrechen begangen zu haben. Die Grundrechte schützen uns alle, und Fritzschs Buch zeigt, was geschehen kann, wenn wir sie leichtsinnig aufgeben würden.

Jens Reich

Folgen Sie mir unauffällig!

Die Angestellte am Abfertigungsschalter von Eastern Airlines blätterte kopfschüttelnd in meinem bundesdeutschen Paß. Sie entzifferte die Eintragungen auf dem Flugschein und tippte eine Flut von Zahlen und Buchstaben in ihren Computer. Hinter mir warteten andere Fluggäste ungeduldig. Es war ein wolkenloser Sonntagmorgen im August 1983. Ich wollte von New York nach Montreal fliegen und erwartete einen angenehmen Flug, aber nichts Aufregendes.

„Wollen Sie einen Fensterplatz?" fragte die Angestellte nach einigen Minuten.

„Ja, bitte", antwortete ich und war froh, daß meine Bordkarte endlich ausgefüllt wurde. Platz 22A bedeutete, daß ich tatsächlich einen Fensterplatz bekommen hatte. Eine Eintragung unten auf der Bordkarte entging mir in diesem Moment.

Ich schlenderte durch die schläfrig wirkenden Hallen und Gänge zum Wartesaal der Maschine nach Montreal. Draußen standen die Jumbojets in der gleißenden Sonne. Eine Zeitlang verfolgte ich an einem Fernseher eine Weltmeisterschaft der Junioren im Rudern. Fast alle ersten Plätze belegten Sportler aus der DDR, das Kürzel „GDR" flimmerte pausenlos über den Bildschirm.

Vor dem Wartesaal mußte ich die Bordkarte noch einmal vorzeigen. Ich betrachtete sie nun genauer und las den Bestimmungsort: Montreal CA. Das CA stand sicher für Kanada. Und dann las ich: Fritzsch/GDR.

GDR? Deutsche Demokratische Republik? Ich traute meinen Augen nicht. Ich war aus der Bundesrepublik Deutschland, von GDR stand nichts in meinem Paß. Auch meine Vornamen ließen sich nicht zu diesem Kürzel zusammenfassen. Hatten die hier alle zuviel ferngesehen und wußten nicht mehr zwischen Ost und West zu unterscheiden? Da ich in der DDR aufgewachsen und später in die Bundesrepublik übergesiedelt war, machte mich das GDR erst recht stutzig. Der Flug wurde aufgerufen. Ich fragte eine Angestellte, was das GDR hinter meinem Namen bedeute.

Sie tippte auf der Tastatur ihres Computers herum.

„Sie heißen Günter?"

„Ja, das ist mein Vorname."

„Sehen Sie, das G ist von Ihrem Vornamen und das DR ist von Ihrem Doktortitel. So machen wir das hier."

„Vielen Dank."

Ich atmete erleichtert auf.

„Sie dachten wohl, das heißt German Democratic Republic?" fragte mich die Dame von Eastern Airlines belustigt.

„Allerdings."

„Das Herkunftsland schreiben wir nicht mit auf die Bordkarte. Aber sagen Sie", wunderte sie sich, als ich schon im Begriff war zu gehen, „die GDR ist so ein winziger Staat, wo haben die nur die vielen guten Sportler her?"

Als wir dann eine Kurve über dem lichtüberfluteten Manhattan in der Morgensonne drehten und den Hudson River entlang nach Kanada flogen, überwältigten mich dunkle Erinnerungen an die DDR.

Meine Gedanken wanderten zwölf Jahre zurück. Der Sommer 1971 war in Europa heiß. Um diese Jahreszeit, Anfang August, saß ich schon vier Monate in der Leipziger Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit, in der früher die Gestapo ihre Opfer verhört hatte. Das waren vier Monate Erpressung, vor allem, wenn es an das Unterschreiben der Vernehmungsprotokolle ging.

Mein Vernehmer war ein blonder Leutnant. Er wußte alles über mich. Trotz dieser Machtfülle war er nicht bereit zu sagen, wie er hieß. Seine Verhörmethoden waren so quälend, daß es aus seiner Sicht sinnvoll war, anonym zu bleiben. Ich empfand diese Anonymität als eine enorme Feigheit und gab dem Leutnant einen Namen: Giftnatter. Wenn ein Verhör endlich zu Ende war, kam das Entsetzlichste: das Protokoll! Es stimmte kaum ein Wort.

Durch einen Zufall erfuhr ich den Namen des Leutnants noch während der Untersuchungshaft. Er hieß Püchner und brachte es später beim Leipziger Staatssicherheitsdienst bis zum Oberst. Beim Verhör saß Leutnant Püchner verbittert an seinem mit Akten bedeckten Schreibtisch direkt vor dem Fenster. Als Untersuchungshäftling hockte ich drei Meter entfernt, nahe der Tür, auf einem Holzstuhl. Den Schreibtisch konnte ich nicht einsehen. Mitschreiben war verbo-

ten, Papier und Bleistift gab es nicht einmal in der Zelle. Prozeßordnung und Strafgesetzbuch wurden mir mehr als ein Jahr, bis zum Abschluß der Untersuchung, vorenthalten, obwohl sie laut Prozeßordnung dem Beschuldigten jederzeit auszuhändigen waren. Da mir der Vernehmer den Blick in diese Bücher von Anfang an verwehrte, erfuhr ich meine Rechte erst, als ich sie nicht mehr brauchte. Ich wußte nicht, daß ich die Unterschrift unter das Protokoll jederzeit ohne Begründung ablehnen durfte, daß ich sogar einen Rechtsanwalt beim Unterschreiben hätte anfordern können.

Gleich am ersten Tag der Verhaftung, dem Dienstag vor Ostern 1971, zeigten sie ihre Macht. Mit meiner Frau Marion, die Stimmführerin der zweiten Geigen beim Leipziger Rundfunk-Sinfonieorchester war, hatte ich mich morgens auf den Weg gemacht. Marion fuhr zur Hauptprobe eines Konzerts in die Kongreßhalle am Zoo. Ich wollte in den Nordosten der Stadt zu einem Rechenzentrum fahren. Während der Nacht hatte ich dort Berechnungen zu einem biochemischen Problem ausführen lassen. Auf die Resultate war ich sehr gespannt. Wenige Tage zuvor hatte mir ein Biochemiker der Akademie in Berlin-Buch ein Rechenprogramm anvertraut, von dem ich mir neue Ergebnisse versprach. Genauso interessant wie sein Programm war der Biochemiker selbst. Er scheute sich nicht vor einem offenen politischen Gespräch. Die geplante Zusammenarbeit versprach viel.

Zwei Autos folgten uns zur Straßenbahnhaltestelle an der Käthe-Kollwitz-Straße und blieben Station für Station knapp hinter der Bahn. Am Hotel „International" trennte ich mich von Marion, die Autos folgten nur noch mir. Gekonnt kreuzten sie den zu dieser Zeit unübersichtlichen Berufsverkehr am Hauptbahnhof.

Wegen einer Einbahnstraße mußten die Autos abdrehen. Dafür schlängelte sich ein kleiner Mann mit dunkelblauem Mantel, der eben noch in einem der verfolgenden Autos gesessen hatte, wie ein Wiesel in meine Bahn. Was sollte das bedeuten? In den vergangenen anderthalb Jahren waren vier meiner Bekannten wegen versuchter Republikflucht verhaftet worden. War ich jetzt an der Reihe, weil ich davon gewußt hatte? Ich wollte mich vergewissern, ob ich einem Verfolgungswahn erlegen war, oder ob man tatsächlich hinter mir her war. Ich mußte von der Linie 2 in die 13 umsteigen, hatte jedoch die Wahl zwischen den Haltestellen an der Wintergartenstraße und

an der Torgauer Straße. Als die Bahn nach dem Halt am „Haus der Heiteren Muse" die Türen schloß, zwängte ich mich gerade noch hinaus. Dem Wiesel gelang es nicht hinterherzuschlüpfen. Ich wartete erregt auf die 13. Noch bevor sie am „Haus der Heiteren Muse" eintraf, tauchte das Wiesel im dunkelblauen Mantel wieder auf, diesmal zu Fuß und aus der Richtung, wohin er offenbar unfreiwillig gefahren war. Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, und betrachtete möglichst gleichgültig die Bewegungen des Verfolgers. Es erinnerte mich an „Räuber und Schanzer", das wir früher in den Wäldern des Erzgebirges gespielt hatten. Eines der Verfolgerautos, ein beigefarbener Wolga, preschte heran und blieb genau gegenüber stehen. Drei Passanten standen neben mir, als die Bahn heranzuckelte. Der Kleine im dunkelblauen Mantel näherte sich, drückte seinen Ellenbogen gegen meinen Arm, zeigte blitzschnell eine bronzefarbene runde Marke. Ohne mich anzusehen, sagte er knapp: „Folgen Sie mir unauffällig!" Fahrgäste stiegen aus und ein. Wir standen vor der offenen vorderen Straßenbahntür, der Fahrer warf uns einen fragenden Blick zu und klingelte kopfschüttelnd ab. Auf mich wartete ein Auto der Marke Wolga mit laufendem Motor.

Zwei Typen, stark wie Kleiderschränke, waren dem Wolga entstiegen und gesellten sich links und rechts zu mir. Sie preßten ihre Ellenbogen warnend in meine Seite und redeten kein Wort. Der Kleine stapfte voran und pfiff, als wäre nichts geschehen, ein Liedchen. Wir bestiegen den Wolga wie zu einer Dienstfahrt. Im Wagen setzten sich die Ellenbogenburschen hinten eng neben mich, ich ließ mir noch einmal die Marke zeigen, auf der „Deutsche Volkspolizei" und eine Nummer eingeprägt war.

„Es geht um die Klärung eines Sachverhalts", unterrichtete mich der Kleine im dunkelblauen Mantel.

Als ich einundzwanzig Jahre nach der Verhaftung meine Akten einsehen konnte, las ich, daß meine Verfolger keine Volkspolizisten waren. Sie gehörten zum Staatssicherheitsdienst und hatten mich illegalerweise „unter Kriminalpolizei" festgenommen.

Im Festnahmebericht heißt es: „Am 6. 4. 1971 06.00 Uhr wurde die Beobachtung im Wohngrundstück begonnen. 08.45 Uhr verließ Fritzsch mit seiner Ehefrau das Wohnhaus ...

Der F. fuhr weiter bis zur Haltestelle Wintergartenstraße/ R.-Luxemburg-Straße und entstieg dort der Straßenbahn Linie 2. Er hielt sich ca. 5 Minuten an dieser Haltestelle auf. Nachdem hier eine günstige Situation eingetreten war und er allein stand, wurde er unter Kriminalpolizei angesprochen und aufgefordert, uns unauffällig zu folgen. Der F. kam unserer Aufforderung ohne Zögern und Bemerkungen nach. Unsererseits wurde nichts davon bemerkt, daß andere Personen von dieser Maßnahme Kenntnis erhielten ...

Verantwortlicher der Festnahme
Franke
Oltn."

Wenn ich während der unbeobachteten Minuten am „Haus der Heiteren Muse" entwischt wäre, hätte der verantwortliche Oberleutnant des Staatssicherheitsdienstes, Franke, vermutlich Ärger bekommen. So ließ er in seinem Bericht unerwähnt, daß er mich vorübergehend aus den Augen verloren hatte. Die anderen Passanten hat er ebenfalls ignoriert.

Wir fuhren die Kohlgartenstraße entlang, kamen schließlich auf die Straße der Befreiung. Links lagen die Institute, in denen ich gelernt und gearbeitet hatte, das Physikalische Institut, das Institut für Biophysik und auch das Physiologisch-chemische Institut, in dem sie sich wundern würden, falls ich bis Mittag nicht einträfe. Am Karl-Marx-Platz bogen wir nach links auf den Ring. Gegenüber bauten sie an dem Hochhaus für die Universität, nachdem dort drei Jahre zuvor die Universitätskirche gesprengt worden war.

Ob diese Fahrt etwas mit dem Plakat in der Kongreßhalle zu tun hatte, dem spektakulären Protest gegen die Zerstörung der Kirche? In der gleichen Kongreßhalle bereitete sich jetzt Marion mit dem Rundfunk-Sinfonieorchester auf die letzte Probe vor dem heutigen Konzert vor. Was würde sie denken, falls ich am Abend nicht im Konzert erscheinen würde? Wir gelangten in die schmale Dimitroffstraße, benannt nach dem bulgarischen Widerstandskämpfer, der sich im nahegelegenen Reichsgericht erfolgreich gegen falsche Beschuldigungen der Brandstiftung am Reichstag gewehrt hatte. Der Wolga schwenkte auf den Hof der Polizeidienststelle ein. Alles lief wie am Schnürchen. Eine Treppe hoch, vorbei an einem mit rotem Tuch

geschmückten Bild des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und der Aufforderung:

„Genossen, erhöht Eure Wachsamkeit im Klassenkampf!"

Schon standen wir vor einer kleinen grauen Stahltür. Der Kleine im dunkelblauen Mantel klingelte, die Tür wurde von innen geöffnet.

Ich betrat die Welt des Ministeriums für Staatssicherheit. Es begann ein vierzehn Monate währender Schock. Die anschließende Zeit im Zuchthaus war dagegen, trotz Schwerstarbeit, fast Erholung.

Vom ersten Tag an beugten die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes die Gesetze der DDR. Sie ließen mich stundenlang im unklaren über meine Rechte und zwangen mich zu einem Kreuzverhör. Ein Offizier in Zivil, der nur an den beiden ersten Tagen zu sehen war, führte an. Nach meiner Erinnerung mußte ich ihn mit „Herr Major" anreden. Hastig redend und mit unruhigem Blick schwänzelte er wie eine Ratte durch das Vernehmungszimmer. Als ich neunzehn Jahre später, zur Zeit der Wende, im Fernsehen den Leiter des Staatssicherheitsdienstes im Bezirk Leipzig, General Hummitzsch, sah, wurde ich stark an diesen Offizier erinnert. In meinen Akten spielt Hummitzsch eine große Rolle. Er war jedoch 1971 schon Oberst, den Rang eines Majors hatte damals ein gewisser Etzold, der bei den Untersuchungen eine wichtige Funktion einnahm. So fällt mir die Identifizierung dieses Offiziers schwer. Genau das war die Absicht der feigen Anonymität: später unerkannt zu entkommen.

„Ach wie gut ist, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!" Ob die Ratte nun Hummitzsch oder Etzold heißt, beide haben in meinem Fall große Verantwortung übernommen.

Ein vergleichsweise gemäßigter Oberleutnant war vom ersten Tag an dabei. Dieser schrie mich selten an, stellte jedoch die hinterhältigsten Fragen und kam mir vor wie eine Spinne, die ruhig abwartend ein Netz auslegt. Seinen Namen habe ich erst beim Aktenstudium erfahren: Hermann Henke.

Mir wurde verboten, vom Stuhl aufzustehen. Die drei Rumpelstilzchen begannen ein Kreuzverhör. Links die Giftnatter, rechts die Spinne und in der Mitte die Ratte, wie eine Troika schritten sie auf mich zu.

„Wer hat vor drei Jahren das Plakat in der Kongreßhalle angebracht?"

„Wer hat Sie beauftragt, hervorragende Wissenschaftler aus unserer Republik in den Westen zu schleusen?"

„Nennen Sie die Mitarbeiter Ihrer staatsfeindlichen Gruppe!"

„Decken Sie Ihre Kontakte zu westlichen Geheimdiensten auf!"

„Nennen Sie Ihre Verbindungen zur Konterrevolution 1968 in der Tschechoslowakei!"

„Warum tarnen Sie Ihre staatsfeindlichen Tätigkeiten?"

Vorwürfe, Unterstellungen, Anklagen wie in einem Hochverratsprozeß. Sie kannten alle meine Freunde, Bekannten und Verwandte, tischten unzählige Einzelheiten über alle diese Leute auf. Fassungslos versuchte ich, alles erst einmal zu sortieren.

„Was meinen Sie mit ‚beauftragt' und mit ‚tarnen'?" fragte ich.

„Sie haben hier kein Recht, Fragen zu stellen", fauchte mich die Ratte an, „hier fragen wir. Mit jeder weiteren Frage verschlechtern Sie Ihre Lage."

„Aber wir leben doch in einem Staat mit entwickelter Demokratie."

„Nein", brüllte mich der Major an, sein Blick irrte wild umher, „Sie täuschen sich, hier drinnen herrscht keine Demokratie, bei uns herrscht Diktatur, die Diktatur des Proletariats. Das ist unversöhnlicher Klassenkampf. Sie sind unser Klassengegner. Mit Ihnen verhandeln wir nicht über Recht oder Demokratie. Welche Rechte Sie haben, bestimmen wir. Wagen Sie nicht noch einmal, hier Fragen zu stellen. Sonst lernen Sie uns von einer ganz anderen Seite kennen."

Und dann schärfte mir Major Ratte die innerhalb der Mauern des Staatssicherheitsdienstes geltende und später oft wiederholte Losung ein:

„Hier kommt Politik vor Recht!"

Bei „vor" donnerte er mit der Faust auf den Tisch.

„Der Klassenfeind hat bei uns kein Recht. Wir werden Sie solange vernehmen, bis die ganze Wahrheit auf dem Tisch liegt. Die Wahl der Mittel liegt bei Ihnen. Je eher Sie alles gestehen, desto besser für Sie. Das Spiel ist aus!"

In einstudiertem Bewegungsablauf begannen sie, mir Angst und Bange einzuflößen und florettierten mich regelrecht in die Ecke. Die Fragen wurden strenger und lauter, je näher sie mir auf den Leib rückten, sie sprangen mich fast an, umzingelten mich so eng, daß es

dunkel um mich wurde und ihre Speicheltropfen auf meine Wangen spritzten. In dieser bedrängten Stellung brüllten sie ihre Fragen wie Pistolenschüsse heraus, mitunter alle drei gleichzeitig, und zwangen mich, auf peinlich genau vorbereitete, verfängliche Fragen zu antworten.

„Sie sind hier verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen", warnten sie mich.

Sie verblüfften mich mit offenbar echten Aussagen meiner verhafteten Bekannten, die mich stark belasteten. Sie spielten Tonbandaufnahmen eines Inhaftierten vor. Die Aussagen aus den Vernehmungsprotokollen der Inhaftierten waren deutlich krasser als die auf den Tonbandaufnahmen. Obwohl ich unter einem starken Schock stand, ahnte ich, daß hier manipulierte Vernehmungsprotokolle eine große Rolle spielten. Als mir später das erste Protokoll zur Unterschrift vorgelegt wurde, sah ich meinen Verdacht bestätigt und verübelte keinem mehr irgendeine Aussage. Das waren keine Denunziationen, sondern unter unerträglichen Zwangssituationen manipulierte und erpreßte Geständnisse.

Die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes besaßen auch Erkenntnisse über mich, die nicht von den bereits Inhaftierten stammen konnten. Später offenbarten die Akten einer Mitangeklagten, daß ein Student aus der Bundesrepublik vertrauliche Informationen über unseren Bekanntenkreis aus eigenem Antrieb an den Staatssicherheitsdienst in Ostberlin übermittelt hatte. Mein Privatleben, meine berufliche Entwicklung und meinen Bekanntenkreis hatte man bis ins Detail ausgekundschaftet. War ich einer solchen Situation gewachsen? Ich mußte es versuchen. Ich wehrte alle Vorwürfe ab, egal, ob sie stimmten oder nicht. Da brüllten sie und drohten:

„Dann holen wir eben Ihre Frau hier 'rein! Das liegt in Ihrer Hand."

Diese Bedrohung legte sich wie eine Schlinge um meinen Hals. Meine Zurückweisung der Beschuldigungen wurde nicht nur damit beantwortet, die Frau zu verhaften, sondern gleich als weiteres Verbrechen bewertet, das das drohende Strafmaß vervielfachen würde. Ich bedauerte, daß ich mich in den vergangenen Jahren auf eine solche Entwicklung nicht vorbereitet hatte. So kannte ich nicht die Strafprozeßordnung der DDR, in deren Paragraph acht stand:

„Die Untersuchungsorgane sind verpflichtet, als Voraussetzung

der Entscheidung über die strafrechtliche Verantwortlichkeit die Straftat, ihre Ursachen und Bedingungen und die Persönlichkeit des Beschuldigten und des Angeklagten allseitig und unvoreingenommen festzustellen."

Diese Vernehmer waren voreingenommen, hinterhältig, haßerfüllt und erpresserisch. Es ging ihnen nicht um Recht oder Gesetz und auch nicht um höhere sozialistische oder andere Werte. Es ging ihnen um persönliche Vorteile, vor allem um Beförderungen, von denen wir während der jahrelangen Untersuchungen mehr als genug erlebt haben. Es ging um Privilegien, die kein normaler Arbeiter oder Bauer je erreichen konnte. Aus diesem Grund erfüllen die Gesetzesübertretungen des Leipziger Staatssicherheitsdienstes den Tatbestand der Erpressung.

Obwohl die quälerische Fragerei meine ganze Aufmerksamkeit erforderte, fiel mir immer wieder Marion ein. Die Vorstellung, daß sie vor dem schwierigen Konzert belästigt werden könnte, raubte mir alle Sinne. Ich platzte mitten in eine Frage hinein:

„Ich muß Ihnen jetzt etwas Wichtiges sagen, es geht um eine Rundfunkübertragung heute abend aus der Kongreßhalle."

Augenblicklich kehrte Stille ein, die drei Rumpelstilzchen waren verdutzt.

Zwei Reizworte hatte ich ausgesprochen:

„Kongreßhalle? Rundfunkübertragung? Was hat es damit auf sich?"

„Jetzt beginnt eine Probe des Rundfunkorchesters in der Kongreßhalle. Das ist die Generalprobe für ein Konzert heute abend. Meine Frau hat dabei ein paar heikle Solostellen zu spielen. Sie kann keine Aufregung gebrauchen. Bitte lassen Sie sie in Ruhe. Das Konzert ist gefährdet."

„Und was ist mit der Rundfunkübertragung?" fragte der Major hastig.

„Das Konzert wird direkt von Radio DDR übertragen."

„Wieso spielt Ihre Frau dort ein Solo?"

„Als Stimmführerin der zweiten Geigen muß sie manche Stellen allein spielen. Das hat außer ihr niemand vorbereitet."

„Wer kann die Solostellen bis zum Abend noch einstudieren?" wollte die Ratte weiter wissen. Mich traf diese Frage wie ein Blitz.

Meine Frau war also in höchster Gefahr, vielleicht schon verhaftet!

„In der kurzen Zeit niemand", antwortete ich.

Die Ratte schoß zum Zimmer hinaus, als wäre die Katze hinter ihr her. Wie ich später erfuhr, ließen sie Marion bis zum Schluß des Konzertes am Abend in Ruhe.

Mitunter änderten die Offiziere ihre Taktik schlagartig. Sie wurden ruhig und sachlich, fast freundlich. „Es liegt an Ihnen, ob Sie heute abend wieder draußen sind. Wollen Sie nicht endlich die Seite wechseln? Auf der Seite des Klassengegners haben Sie keine Chance, und zwischen den Stühlen werden Sie zerrieben."

Ich antwortete nicht.

„Denken Sie an Ihre Bekannten, die Niendorfs, den Hill und den Koch. Manche sitzen schon über ein Jahr hier in Untersuchungshaft. Bei einigen steht noch nicht einmal der Prozeßtermin fest. Wollen Sie das alles durchmachen? Sie halten wir für klüger. Wir wissen, daß Sie Ihre Arbeit gut erledigen. Denken Sie an Ihren Beruf, an Ihre Frau! Sie können bleiben, wie Sie sind. Wir verlangen nicht, daß Sie ‚Hurra DDR!' schreien. Das wäre bei Ihrer Vergangenheit sowieso unglaubwürdig. Wir wollen mit Ihnen ins Gespräch kommen. Vielleicht haben wir mehr gemeinsame Ziele, als Sie denken."

Vor allem die Spinne und die Ratte gaben sich Mühe mit den Angeboten. Da ich schwieg, argumentierten sie weiter.

„Auch wir hier sind nicht immer alle einer Meinung. Was meinen Sie, wie es bei uns in den Parteisitzungen manchmal zugeht. Dort sind wir ganz offen, da passiert hinterher niemandem etwas, da herrscht Demokratie. Wenn im Ergebnis der Debatten ein Beschluß gefaßt wird, ist er allerdings für uns bindend. Dann handeln wir danach. Sie bezeichnen das wahrscheinlich als Parteidoktrin, aber nur, weil Sie nicht wissen, wie offen und ehrlich wir innerhalb der Partei diskutieren. Wenn Sie mit uns zusammenarbeiten wollen, sind Sie heute abend wieder draußen."

Als ich antwortete, daß ich zur Zusammenarbeit nicht bereit sei, wurden sie wieder laut. Ich bemerkte ein pfenniggroßes Loch im Linoleumbelag des Fußbodens, genau unter dem Stuhl. Darunter war vermutlich ein Mikrophon eingebaut. Ich sprach betont leise und undeutlich. Krampfhaft zog ich ständig einen Fuß zurück, um das Loch zu verstopfen.

Das soll ich unterschreiben?

Mittags servierten sie in einem Nebenraum ein Kotelett mit Blumenkohl und Kartoffeln. Das Fleisch war überpfeffert. Meine unaufhörlich bebenden Hände konnten das Besteck kaum halten. Die Knie schlotterten. Ein etwa zwanzigjähriger Bursche mit Lederjacke bewachte mich, Blicken ins Gesicht wich er aus. Sogar Nachtisch gab es, ein süßes Birnenkompott. Innerhalb von drei Stunden war ich von einem mehr oder weniger normalen Bürger zum Staatsverbrecher geworden. Ich hing im Netz des Staatssicherheitsdienstes. Eine heikle Gratwanderung stand mir bevor. Wenn ich mich nicht auf das Angebot zur Zusammenarbeit einlassen wollte, mußte ich mich sofort für eine jahrelange Trennung von Marion und für den jähen Abbruch der beruflichen Laufbahn entscheiden. Die ganze Existenz war in Frage gestellt. Da die Zeit des Mittagessens für eine reifliche Überlegung nicht ausreichen würde, beschloß ich, eher das Risiko der Verhaftung auf mich zu nehmen als zum Spitzel zu werden.

Ich brauchte Regeln für mein künftiges Verhalten. Marion mußte aus allem herausgehalten werden. In diesem Moment konnte ich nicht ahnen, wie wichtig dies bald werden würde. Die Aussagen der Inhaftierten waren erdrückend, sie weiterhin in den Punkten abzustreiten, wo sie zutrafen, wäre in dieser Zwangslage Unsinn gewesen. Und man hätte eine Handhabe, Marion hereinzuholen. Es gab Aussagen, die stark zu meinem Nachteil übertrieben waren. So sollte ich bewußt als Führer einer staatsfeindlichen Gruppe fungiert und die „Ausschleusung" ostdeutscher Wissenschaftler nach dem Westen betrieben haben. Gegen solche Aussagen, die mir nicht vorgelegt, sondern nur vorgelesen worden waren, wollte ich mich wehren. Die Echtheit mancher „Aussagen" war ohnehin zweifelhaft. Ich mußte verhüten, daß sie einen Keil zwischen uns Inhaftierte trieben. Wenn ich auf dieses gegenseitige Ausspielen einginge, hätten sie leichtes Spiel. Also stellte ich mir die Regel auf, jeden aufkeimenden Ärger gegen andere Inhaftierte zu ignorieren. Diese Regel erwies sich immer wieder als wichtig, denn das schmutzige Geschäft mit kom-

promittierenden Aussagen gehörte zum Alltag der Rumpelstilzchen.

Groß war meine Furcht vor Fragen zu anderen Personen, vor allem, wenn sie nichts mit den eigentlichen Beschuldigungen zu tun hatten. Der Staatssicherheitsdienst jagte den verrücktesten Informationen nach. Auch mich hatten sie in den ersten drei Stunden, so ganz nebenbei, nach mehr als einem Dutzend Personen aushorchen wollen. Ich nahm mir vor, solche Fragen möglichst unbeantwortet zu lassen. Und wenn sie dann drohen sollten, Marion „reinzuholen"? Darauf wußte ich keine Antwort.

Weniger Furcht hatte ich vor ihrer Taktik, mich mit kompromittierenden Aussagen zu erpressen. Sollen sie doch, dachte ich. Wer in diesen Bunkern gelandet ist, muß mit diesem Problem leben. Wichtig ist, die Mitarbeit abzulehnen.

Ich mußte versuchen, mir alles zu merken, was ich gesagt hatte, damit ich mich später nicht in einem eigenen Netz verstricken würde. In zwei Ebenen mußte ich ab nun denken: in der Ebene der tatsächlich geschehenen Ereignisse und in der Ebene meiner Aussagen. Da ich nichts notieren durfte und alles im Kopf behalten mußte, strapazierte das im folgenden Jahr der Untersuchungshaft meine Nerven gewaltig.

Nach etwa einer halben Stunde holten sie mich wieder.

„Haben Sie es sich überlegt?" fragten sie ruhig und abwartend.

„Ich bin nicht zur Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst bereit. Ich gebe zu, von zwei Fluchtabsichten in meinem Bekanntenkreis gewußt zu haben."

„Fluchtabsichten nennen sie das?" schrie mich Püchner an. „Das waren Ausschleusungen hervorragender Wissenschaftler in die feindliche Bundesrepublik mit der Absicht, unseren sozialistischen Staat zu schädigen. Nach dem Strafgesetzbuch gehört das zu den schlimmsten Verbrechen in unserem Staat!"

Das hatte ich nun von meinem Einlenken. Ich nahm mir vor, mich von der Giftnatter nicht irritieren zu lassen. Ich räumte auch ein, von der Geschichte mit dem Plakat gegen die Sprengung der Universitätskirche gewußt zu haben. Sie fragten nach Details, waren aber jedesmal enttäuscht, nichts wesentlich Neues zu erfahren. Erstaunlicherweise änderte mein Einlenken fast nichts am Ton des Verhörs. Nur

der Vernehmer Henke bemerkte ein paar Mal, daß ich nun „auf dem richtigen Weg" sei. Ich tat so, als hätte ich das nicht gehört. Nach dem Mittagessen schwand meine Widerstandskraft. Ich fühlte mich manchmal wie entspannt, dann wieder wie gelähmt. Die Kraftreserven waren erschöpft. Hatten die mir etwas unter das Kotelett gemischt? Ich prägte mir ein: nach dem Essen keine Kraft mehr. Sie forderten mich auf, deutlicher als am Vormittag zu sprechen.

„Setzen Sie sich erst einmal weiter vor", zischte die Ratte. Ich mußte aufstehen. Sie zerrten den Stuhl einen Meter aus der Ecke heraus. „Sprechen Sie deutlicher als am Vormittag! Man kann Sie gar nicht verstehen."

Mir war klar, sie nahmen das Verhör auf, waren aber zu feige, das Mikrophon auf den Tisch zu stellen. Mittags hatten sie dann wohl bemerkt, daß die Aufnahmen unverständlich waren. Nach über zwanzig Jahren, bei der Einsicht in meine Akten, fand ich den Verdacht bestätigt: „Es ist zu gewährleisten, daß die erste Vernehmung des Dr. Fritzsch ... auf einem Magnettonband gespeichert wird."

Alles war anders als am Vormittag. Ich gab zuviel nach, hatte mich kaum in der Gewalt. Ich verwickelte mich in Widersprüche, konnte mir nicht merken, was ich eben noch gesagt hatte.

Sie boten mir immer wieder Kaffee und Zigaretten an. Ich ließ mir nicht anmerken, wie gern ich einen Kaffee getrunken oder, obwohl Nichtraucher, eine Zigarette geraucht hätte. Ich lehnte ab. Sie kleideten ihr Angebot zur Zusammenarbeit in neue Formulierungen und schreckten nicht vor niederträchtigen Äußerungen zurück.

„Wir stellen Sie mit Ihren inhaftierten Bekannten nicht auf eine Stufe. Von Ihnen erwarten wir mehr. Wir wollen Sie als ehrlichen Partner gewinnen, der uns die Wahrheit sagt. Helfen Sie uns, helfen wir Ihnen. Sie ahnen nicht, wer mit uns alles zusammenarbeitet! Die meisten von denen haben ihre Einstellung gar nicht sehr geändert. Aber sie haben gelernt, daß wir nicht ‚Spitzel' oder ‚Schnüffler' sind, sondern daß wir uns um die Sicherheit in unserem Staat mühen. Wir verlangen wenig: Achten Sie die Gesetze der DDR und helfen Sie uns, die Ordnung in unserem Staat aufrechtzuerhalten! Mehr wollen wir nicht."

„Ich bemühe mich, die Gesetze einzuhalten", entgegnete ich. Das war ein Fehler.

„Sehen Sie, das ist doch eine Basis", kam die Spinne auf mich zu, „nach unserer Ansicht haben Sie die Gesetze unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates nicht immer eingehalten. Aber wir jagen nicht jeder Kleinigkeit nach. Wenn Sie sich in Zukunft nach den Gesetzen richten und uns helfen, Verbrechen gegen unseren Staat aufzuklären, haben wir keine Veranlassung, Sie einzusperren", fädelte die Spinne weiter.

Ich wies den Vorwurf der Gesetzesmißachtung erneut zurück. Da schäumte Püchner über:

„Wir weisen Ihnen staatsfeindlichen Menschenhandel und staatsfeindliche Hetze in besonders schwerem Fall nach. Glauben Sie nicht, daß Sie da mit einer kurzen Zeitstrafe davonkommen. Provozieren Sie uns nicht noch einmal mit der Behauptung, Sie hätten die Gesetze unseres Staates befolgt. Damit verschlimmern Sie Ihre Lage noch mehr. Es reicht jetzt schon."

Ich hatte weder Zeit noch Kraft, über die Rollenverteilung der drei Vernehmer nachzudenken. Die Ratte reagierte, obwohl sie ranghöchster Offizier war, sehr emotional. Die Spinne war zeitweise um Sachlichkeit bemüht oder tat wenigstens so. Die Giftnatter war immer gehässig und aggressiv.

Sie malten meine Zukunft in schwärzesten Farben aus.

„Vielleicht sind Sie sich über die Folgen einer jahrelangen Haftzeit nicht im klaren. Danach sieht die Welt anders aus. Die Ehen gehen während einer solchen Zeit alle kaputt. Wenn Sie wüßten, was wir da schon erlebt haben."

Ich schwieg.

„Beruflich wäre eine solche Haftzeit für Sie sowieso das Aus", nervte die Ratte weiter. Und dann holte sie zu einem gewaltigen Schlag aus:

„Ihr Doktorgrad, den Sie seit einem knappen Jahr haben, kann Ihnen aberkannt werden. Der ist bei solchen Beschuldigungen nicht mehr vertretbar."

Da ich wieder schwieg, bohrte die Ratte weiter:

„Das glauben Sie wohl nicht? Wir kennen die Promotionsordnung. Bei den Ihnen vorgeworfenen Beschuldigungen würden Sie keinen Zutritt zu den Prüfungen bekommen. Diese Vorschrift können wir rückwirkend anwenden."

„Die politische Einstellung hat keinen Einfluß auf die Vergabe eines akademischen Grades", versuchte ich, dieser Bedrohung zu begegnen.

„Politische Einstellung?" mischte sich Püchner ein. „Daß Sie sich nur nicht täuschen. Hier geht es nicht um politische Einstellung, hier geht es um kriminelle Delikte. Ihre Handlungen sind kriminell. Unser Strafgesetzbuch kennt keinen Unterschied zwischen politischen und kriminellen Delikten. Politische Straftaten wie Ihre schaden unserem Staat viel mehr als ein paar kriminelle Ausrutscher."

Nach einer Volksabstimmung mit offener Stimmabgabe war im April 1968 das Strafgesetzbuch von 1871 abgelöst worden. Am Tag meiner Verhaftung war das neue Strafgesetz wie auch die neue Verfassung der DDR auf den Tag drei Jahre in Kraft. Politische Straftaten wurden kriminellen und sittlichen gleichgestellt.

„Ich bin kein Krimineller", erwiderte ich.

„Versuchen Sie nicht, uns etwas vorzulügen. Wir kennen Ihre ungesetzliche Handlungsweise. Wie war das denn mit dem Verfahren vor dem Disziplinarausschuß bei der Karl-Marx-Universität 1966?"

Jetzt kommen die auch noch mit dieser Verleumdung, dachte ich.

„Das Verfahren ist eingestellt worden, weil der Vorwurf unberechtigt war. Es handelte sich um eine Verleumdung", antwortete ich.

Da gingen sie richtig los:

„Verleumdung? Und das Verfahren vor dem Jugendverband von 1966? Auch eine Verleumdung? Wir kennen Ihre Handlungen von damals genau: Fälschung von Unterschriften, illegales Verfassen der eigenen Beurteilung, positive Verzerrung der eigenen gesellschaftlichen Leistungen und so weiter und so weiter."

Die Themen, die sie jetzt ansprachen, bezogen sich auf eine raffinierte Verleumdungskampagne, der ich am Ende meines Studiums ausgesetzt war. Ich sah keine Chance, den wahren Hergang dieser Vorgänge glaubhaft zu schildern. Ich wußte nicht mehr aus noch ein. Mir wurde schwarz vor den Augen. Man ließ mich auf eine Toilette gehen. Zwei Minuten Pause, ein Vernehmer vor der angelehnten Klotür. Was für ein Tag!

Kaum war ich zurück, ging es Schlag auf Schlag weiter. Man horchte mich nach verdächtigen Personen und Personengruppen aus. Dazu gehörte die Leipziger Studentengemeinde.

„Zur Studentengemeinde gehöre ich seit Abschluß meines Studiums vor fünf Jahren nicht mehr", lehnte ich Auskünfte zu dieser Versammlung evangelischer Studenten ab.

„Erzählen Sie uns keine Märchen", fauchte Major Ratte, „Sie sind doch sogar ein Funktionär dieser Gemeinde."

„Funktionäre gibt es dort nicht. Ich war vor acht Jahren Vertrauensstudent."

Die Evangelische Studentengemeinde war eine kirchliche Einrichtung mit vielfältigen Aktivitäten. Politisch gesehen war diese Gemeinde die stärkste oppositionelle Kraft an der Leipziger Universität. Die Veranstaltungen donnerstags in der Paul-Gruner-Straße wurden regelmäßig von mehr als hundert Studenten besucht, von denen manche gar nicht zur Kirche gehörten. 1957 war Studentenpfarrer Schmutzler verhaftet und eingesperrt worden. Sein Nachfolger, Pfarrer Mendt, bereitete die Studenten eindringlich auf die Zeit nach dem Studium vor und verhinderte, daß die Studentengemeinde zu einem akademischen Gesprächsklub verkam. Im Herbst 1963 übernahm Pfarrer Dr. Hempel die Leitung der Gemeinde. Ich arbeitete in dessen erstem Semester als Vertrauensstudent mit. Pfarrer Hempel überzeugte durch geschliffene Vorträge und verstand wie seine Vorgänger, ein anregendes Gemeindeleben zu entwickeln. Das offene politische Gespräch im kleinen Kreis hatte in der Studentengemeinde einen festen Platz. Der Austausch von Erfahrungen über die Grenzen der Fakultäten hinaus half den Gliedern der Studentengemeinde bei ihren politischen Auseinandersetzungen an den Instituten. Als Student der Physik geriet man ständig in die Turbulenzen weltanschaulicher Auseinandersetzungen, da die Marxisten ihren Materialismus am liebsten mit der Physik begründeten. Wer sich im gesellschaftswissenschaftlichen Seminar nicht zum Marxismus bekennen wollte, wurde inquisitorisch hinterfragt und mußte sehr überlegt antworten, um seinen Studienplatz behalten zu können. Man brauchte ein Podium, um für diese Auseinandersetzungen besser gerüstet zu sein.

Für Freizeiten und Vorträge konnten kritische Wissenschaftler und Künstler gewonnen werden. Das beschränkte sich nicht nur auf kirchlich engagierte Personen. So besuchte Ende der sechziger Jahre Stefan Heym die Leipziger Studentengemeinde. Ein zwangloses

Gespräch über oppositionelle Lebensweisen in der DDR war für uns, und ich glaube auch für Stefan Heym, sehr hilfreich. Es gab intensive Beziehungen zu den anderen Studentengemeinden in der DDR. Mehrere Male fuhr ich zu einem sogenannten „Kleinen Arbeitskreis" nach Berlin, wo interessante Wissenschaftler und Politiker ein Wochenende für Gespräche zur Verfügung standen, so etwa der damalige Präsident des Evangelischen Kirchentages und spätere Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Während der Leipziger Messen reisten aus bundesdeutschen Partnerstädten Studentengruppen an, mit denen wir offen debattierten. Pfarrer Hempel wurde 1971 Bischof von Sachsen. Am 3. Oktober 1990 hielt er die Predigt bei dem offiziellen Gottesdienst zur deutschen Vereinigung in der Marienkirche in Berlin.

Die Evangelische Studentengemeinde pflegte ein gutes Verhältnis zur etwas kleineren Katholischen Studentengemeinde. Anfang der sechziger Jahre beschäftigte sich diese Gemeinde intensiv mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und strahlte dadurch nicht so sehr auf andersdenkende Studenten aus.

Die verhörenden Offiziere wechselten die Themen ständig, ohne daß ich ein System erkennen konnte. So verlangten sie Auskünfte über Rechtsanwalt Dr. Vogel in Berlin, der in Leipzig offenbar als Staatsfeind eingeschätzt wurde. Ich wußte, daß dieser Anwalt mit Duldung von Partei und Regierung politisch unbequeme Leute in den Westen bringen konnte und daß er den seit anderthalb Jahren inhaftierten Lothar Hill verteidigen sollte. Ich selbst hatte mit Vogel niemals etwas zu tun gehabt. Daß er bald mein eigener Verteidiger sein würde, allerdings in Untervollmacht vertreten durch einen Leipziger Anwalt, konnte ich in diesem Moment nicht ahnen.

„Wir kennen die Arbeitsweise dieses Anwalts, der Menschen in den Westen schleust, und Sie hängen da mit drin. Sie machen uns nichts vor!"

„Ich kenne Rechtsanwalt Vogel nicht, und ich schleuse niemanden in den Westen."

„Sie haben die Flucht des Ehepaars Niendorf vorbereitet, indem Sie Ihren Münchener Freund Volker Schwarz dort eingeführt haben. Das war Menschenhandel. Genauso wußten Sie von den Fluchtplänen des Physikers Lothar Hill. Und das können wir fortsetzen."

Das Ehepaar Niendorf saß seit einem Jahr in Haft. Sie waren kritische Leute, die sich in der DDR kein sinnvolles Leben mehr vorstellen konnten. Ich hatte den Mathematikstudenten Karl-Heinz Niendorf während des Studiums als nachdenklichen Menschen kennengelernt. Annerose Niendorf war Lehrerin und litt unter dem politischen Terror an den Schulen. Sie hatten Kinder, ein einjähriges Zwillingspärchen, das ohne Eltern aufwachsen mußte. Dabei gab es keine rechtliche Notwendigkeit, die Mutter während der anderthalb Jahre dauernden Ermittlungen in Haft zu behalten. Da bei der Verhaftung in der Niendorfschen Wohnung der Physiker Dr. Dietrich Koch zu Besuch war, hatte man diesen politisch unbequemen Mann gleich mitgenommen.

Lothar Hill hatte zwei Jahre nach mir in Leipzig Physik studiert. Als Hilfsassistent hatte ich seine Übungen in theoretischer Physik korrigiert und ihn dadurch näher kennengelernt. Er stand der Politik der Partei äußerst skeptisch gegenüber, obwohl er mit achtzehn Jahren beinahe selbst Mitglied geworden wäre. Seine Einsicht in die Mechanismen der Diktatur bewahrte ihn im letzten Moment vor diesem Schritt. Im Laufe des Studiums hatte er sich innerlich von den Genossen gelöst und sah keine Möglichkeit eines wahrhaftigen Lebens in der DDR.

Als mich im Frühjahr 1970 mein Freund Volker Schwarz, ein Jurist aus München, besuchte, bat er mich, ihn zur Wohnung der Niendorfs zu bringen. Ich war erstaunt, daß er die Familie Niendorf kannte. Daß es dabei möglicherweise um Pläne für eine Republikflucht der Niendorfs ging, lag nahe. Aus Gründen meiner Sicherheit fragte ich nicht weiter und begleitete Volker Schwarz zur Niendorfschen Wohnung. Diese Angelegenheit hatte ich fast vergessen. Erst die durch seitenlange Protokolle belegten Aussagen der bereits Inhaftierten erinnerten mich daran. Die Niendorfs planten später tatsächlich eine Flucht. Während der Vorbereitungen griff der Staatssicherheitsdienst ein.

„Ich gebe zu, Volker Schwarz zur Wohnung der Niendorfs begleitet zu haben. Aber ich habe keine Flucht vorbereitet", stritt ich den Vorwurf des Menschenhandels ab. „Ich hatte von der weiteren Entwicklung in dieser Sache bis heute keine Ahnung."

Ebenso unterstellten sie mir, maßgeblich an der „Schleusungsak-

tion" für Lothar Hill beteiligt gewesen zu sein. Dieser hatte im Herbst 1969 versucht, über die Tschechoslowakei nach Österreich zu fliehen und war unterwegs festgenommen worden. Man nahm mir übel, daß ich Hills Diplomzeugnis zur Aufbewahrung entgegengenommen hatte. Die Aussagen Hills und der Niendorfs waren so raffiniert protokolliert worden, daß die Absicht einer „Schädigung der DDR" herausgefiltert werden konnte.

Ein weiterer Fall waren Elisabeth und Klaus Knödel aus Niemegk. Sie wollten nach langjähriger Verfolgung ebenfalls in den Westen, waren aber vermutlich noch in der DDR. Zum Glück kannte ich keine Einzelheiten ihres Fluchtplanes. Aber die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes wußten davon. Mit Grausen erkannte ich, daß die Familie Knödel sehr gefährdet war. Meine kleine Hoffnung, daß sie es noch schaffen würden, sollte sich nicht erfüllen.

Als außerordentlich gefährlich werteten die Vernehmer eine Abmachung, die ich mit zwei Bekannten aus München getroffen hatte, dem Arzt Hans-Peter Burkhart und dem Mathematiker Gero John. Um uns auch in brenzligen Situationen schreiben zu können, hatten wir ein Briefschema ausgedacht, mit dem wir uns zwischen den Zeilen etwas mitteilen konnten. Dem Staatssicherheitsdienst war das im Laufe seiner Ermittlungen bekannt geworden. Die Vernehmer ritten gern auf diesem Thema herum. Da wir mit dem Schema aber nie etwas Wichtiges mitgeteilt hatten, verlief die Fragerei im Sand. Gierig fragten sie nach bekannten Wissenschaftlern aus dem Westen, mit denen ich schon einmal gesprochen hatte, nach den Professoren Carl Friedrich von Weizsäcker, Max Delbrück, Reinhard Schlögl und Benno Hess. Da mein drei Jahre zuvor geflüchteter Studienfreund Stefan Welzk zunächst in Hamburg und dann in Starnberg bei Professor Weizsäcker arbeitete, warfen sie mir vor, ich hätte diese Anstellung vermittelt, was gleich wieder eine Art Menschenhandel war.

„Das gehörte doch zu Ihrer Schleusertätigkeit!"

Ein heißes Eisen war für den Staatssicherheitsdienst der Ägyptologe Professor Siegfried Morenz von der Leipziger Universität, ein unbeugsamer Kritiker der Politik Ulbrichts. Ich hatte ihn 1968 kennengelernt und öfters in seinem Arbeitszimmer in der Universität besucht. Er kannte die Politiker des Prager Frühling. Mit dem damaligen

tschechoslowakischen Staatspräsidenten Svoboda verband ihn eine enge persönliche Freundschaft. Er vertraute im Sommer 1968 auf die Entwicklung in Prag: „Diese Leute können die Diktatur beseitigen."

Der Einmarsch der Staaten des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei traf Professor Morenz wie ein Schlag. Die Ohnmacht gegenüber der Breschnew-Doktrin zermürbte ihn in den folgenden Monaten außerordentlich. Sein Protest gegen die Diktatur war vielfältig und oft lakonisch.

„Über mein Wochenendhaus im Vogtland habe ich weithin sichtbar ‚Haus Svoboda' geschrieben", erzählte er mir. „Die Genossen überlegen jetzt, ob ich damit den revisionistischen Klassenfeind Svoboda aus Prag oder das russische Wort für Freiheit meine."

Professor Morenz hatte Verbindung zu maßgeblichen Politikern in Bonn, so etwa zu Herbert Wehner. Dadurch gehörte er zu den bestinformierten Wissenschaftlern in Leipzig. Ich hatte ihn zu einem Gesprächsabend im Bekanntenkreis eingeladen, wo er über geschlossene Gesellschaften im alten Ägypten sprach. Er spannte den Bogen zur geschlossenen Gesellschaft in der DDR und zur Breschnew-Doktrin.

Morenz war ein reichliches Jahr vor meiner Verhaftung gestorben. Aus diesem Grund gingen die Vernehmungen zu seiner Person nicht so sehr an die Nerven. Ich konnte durch vorgetäuschte Erinnerungslücken diese Vernehmungen hinauszögern. Die Vernehmer vermuteten hinter der Bekanntschaft mit Morenz eine Verschwörung.

„Auch Tote können noch reden", warnte Henke, der gern so tat, als kenne er die hintersten Winkel meines Tuns und Denkens.

Es gab noch einen Namen, bei dem ich etwas entspannen konnte. Er hatte mit Volker Schwarz aus München zu tun, der seinen Messeausweis über einen Verwandten erhalten hatte, der wiederum am Stand des Industriellen Wolff von Amerongen arbeitete. Ich sollte meine Beziehungen und Kenntnisse zu von Amerongen darlegen. Ich kannte von diesem Mann nur den Namen, und den nicht einmal richtig. Aber ich überlegte lang, wann und wo mir Volker Schwarz gesagt hatte, daß er seinen Verwandten am Messestand besuchen würde. Die Vernehmer warteten geduldig auf meine Antwort. Bei diesem Nachdenken gewann ich ein wenig Zeit zum Entspannen. Die Antwort war belanglos für ihre Recherchen.

Bei Verhören zu bekannten Persönlichkeiten offenbarten die Offiziere, besonders Leutnant Püchner, eine große Schwäche: Sie erwähnten ununterbrochen und geschäftsmäßig die Namen prominenter Leute. Das vermittelte ihnen eine Art Vertrautheit mit solchen Personen. Ich nutzte diese Schwäche aus, so gut es ging, und rettete ein paar Augenblicke nervlicher Entspannung.

Bis zum Abend des ersten Tages wußte ich nicht, ob ich verhaftet bin. Fragen durfte ich nicht. Man hielt mir eine Minute lang das Strafgesetzbuch unter die Nase. Das Satzungeheuer von Paragraph 105 betraf den staatsfeindlichen Menschenhandel:

„Wer es mit dem Ziel, die Deutsche Demokratische Republik zu schädigen; in Zusammenhang mit Organisationen, Einrichtungen, Gruppen oder Personen, die einen Kampf gegen die Deutsche Demokratische Republik führen, oder mit Wirtschaftsunternehmen oder deren Vertretern unternimmt, Bürger der Deutschen Demokratischen Republik in außerhalb ihres Staatsgebietes liegende Gebiete oder Staaten abzuwerben, zu verschleppen, auszuschleusen oder deren Rückkehr zu verhindern, wird mit Freiheitsstrafen nicht unter zwei Jahren bestraft. In besonders schweren Fällen kann auf lebenslängliche Freiheitsstrafe erkannt werden."

So habe ich es später aus dem Strafgesetzbuch der DDR abgeschrieben. Nach meiner Erinnerung war in dem mir vorgelegten Text keine Höchststrafe angegeben.

Alle Strafen über zwei Jahre wurden nach dem Strafgesetzbuch als Verbrechen gewertet. Mein Fall, das sagten sie deutlich, läge weit über einer Mindeststrafe. Der etwas gemäßigte Vernehmer Henke munterte mich mit der tröstlichen Bemerkung auf:

„Den Kopf reißen wir Ihnen nicht ab."

Püchner schürzte die Lippen. Ihm schien dieser Trost überflüssig.

Ich durfte den Paragraphen einmal durchlesen, dann nahm mir Püchner das Strafgesetzbuch aus der Hand. Am Tag darauf, beim Haftrichter, wurde mir der Text noch einmal vorgelesen. Mehr als ein Jahr lang sah ich diesen Paragraphen nicht wieder. Erst nachdem die Anklageschrift verfaßt worden war, genehmigte man mir, den Text ausführlich zu studieren.

Die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes beriefen sich auf diesen Paragraphen, weil ich Volker Schwarz in die Niendorfsche

Wohnung gebracht hatte und weil ich vor Lothar Hills Fluchtversuch dessen Diplomzeugnis entgegengenommen hatte. Alle diese Vorgänge waren durch Aussagen aller Beteiligten belegt und der Sachverhalt als solcher geklärt. Doch die rechtliche Würdigung hätte einer juristischen Überprüfung nach geltendem Recht der DDR nicht standgehalten. Denn diese Handlungen geschahen weder „mit dem Ziel, die Deutsche Demokratische Republik zu schädigen", noch war Volker Schwarz „eine Person, die einen Kampf gegen die Deutsche Demokratische Republik führte".

Ich sollte meine feindliche Einstellung gegen die DDR begründen.

„Ich bin nicht feindlich eingestellt. Ich habe starke Vorbehalte gegenüber der Politik von Partei und Regierung."

„Welche?"

„Sie betreffen die Informationspolitik. In den Zeitungen und im Rundfunk wird Schönfärberei betrieben, kritische Bücher werden verboten. Das ist mit Demokratie nicht vereinbar. Sie betreffen die Behandlung andersdenkender Personen, die sich nicht öffentlich äußern dürfen und keine beruflichen Aussichten haben. Sie betreffen das Verbot, die Republik zu verlassen, und sei es nur für einen Besuch in der Bundesrepublik oder einem neutralen Land wie Jugoslawien. Es betrifft die Wirtschaftspolitik, die außerstande ist, die Bevölkerung zufriedenstellend zu versorgen."

Da hatte ich mir etwas eingebrockt.

„Wissen Sie eigentlich, daß das ‚Neue Deutschland', das Parteiorgan unserer Partei, die sachlichste und informationsreichste Zeitung in beiden deutschen Staaten einschließlich Westberlin ist? Sie wollen uns wohl die BILD-Zeitung als Nachrichtenquelle empfehlen? Und wenn wir nicht jeden Auslandsverrückten reisen lassen, dann wissen wir, warum. Unsere gut ausgebildeten Jugendlichen werden im Westen sofort von Profitgangstern geködert, oder es wird ihnen gleich der Stahlhelm auf den Kopf gepreßt. Davor wird sie unser sozialistischer Staat behüten."

Die Wirtschaftskraft der DDR sei viel stärker als die der Bundesrepublik. Versorgungslücken träten nur vereinzelt auf, weil hier und da Leute von gestern säßen, die im Kapitalismus aufgewachsen seien und das sozialistische Wirtschaften nach Plan nicht beherrschten.

„Unser Volk steht voll und ganz hinter Partei und Regierung. Nur

Querulanten wie Sie wollen diese Tatsache verfälschen. Aber wir werden Ihnen einen Riegel vorschieben. Das Spiel ist aus!"

„Ich wehre mich dagegen, als Feind des Volkes hingestellt zu werden. Ich kenne außer Studenten und Akademikern viele Arbeiter und meine, daß die Feststellung Walter Ulbrichts, es gebe eine politisch-moralische Einheit zwischen Partei, Regierung und Volk, unrealistisch ist. Nach meiner Erfahrung stimmen nicht mehr als zehn Prozent der Bevölkerung den grundlegenden politischen Maßnahmen zu."

Die politischen Wortgefechte waren natürlich für die Katz, aber sie retteten mir ein paar Minuten. Ein einziges Mal gelang es mir, ein Wort zu meiner Verteidigung einzuflechten. Ich erwähnte, daß eine für mich vorgesehene Doktorandenstelle am Physikalischen Institut aus politischen Gründen verwehrt worden war, obwohl der zuständige Professor diese Stelle beantragt hatte. Zwei Einladungen zu Jahresaufenthalten nach Moskau hatte ich in den vergangenen Jahren erhalten, die von den Parteigenossen der Universität ebenso aus politischen Gründen vereitelt worden waren. Vor wenigen Monaten hatte mich Max Delbrück, der gerade erst den Nobelpreis für Physiologie erhalten hatte, zu einem einjährigen Aufenthalt an das California Institute of Technology nach Pasadena in die Vereinigten Staaten eingeladen. In diesem Fall verweigerten mir die Genossen im Prorektorat die Herausgabe der Antragsformulare. So hatte ich nicht einmal eine Ablehnung in der Hand. Doch ich kam nicht weit mit meiner Verteidigung.

„Das interessiert uns nicht!"

„Aber Sie wollen doch untersuchen, wie es zu meiner ablehnenden Haltung zu Partei und Regierung gekommen ist."

„Das können Sie später dem Staatsanwalt oder dem Richter erzählen. Hier bestimmen wir, worüber verhandelt wird."

Plötzlich änderten sie wieder ihr Verhalten.

„Es muß doch nicht alles erst soweit kommen. Sie sind doch ein vernünftiger Mensch. Wir brauchen Sie dort, wo Sie uns am meisten nützen können. Das ist in Ihrem Institut, nicht im Gefängnis."

Die Ratte kam bei diesen Angeboten dicht an mich heran.

„Glauben Sie nicht, daß wir hier eine Komödie vorspielen! Wenn Sie bei Ihrer ablehnenden Haltung bleiben, gehen Sie ab. Wir werden

ohne Milde und ohne Rücksicht gegen Sie ermitteln. Wer weiß, was noch alles hochkommt, wenn wir erst richtig anfangen."

Ich ging nicht darauf ein.

Gegen Abend sagte die Ratte, daß meine Aussagen gegebenenfalls gegen mich verwendet werden könnten. Sie schlossen mich in eine Zelle. Auch ohne Haftrichter wußte ich, daß ich nun verhaftet war. Das Abendbrot bestand aus Malzkaffee, ein paar Scheiben Kommißbrot und einem Klacks Magermilchkäse. Ich war nur wenige Minuten in der Zelle, dann ging das Verhör weiter. Zu meinem Entsetzen wurde es meistens allein von Leutnant Püchner geführt. Bis nach Mitternacht prasselte die Inquisition auf mich nieder. Dann stellte der Leutnant ein Tischchen vor mich hin und stapelte ein fein mit Schreibmaschine getipptes Bündel Papier zum Unterschreiben darauf. Ich sollte bestätigen, daß nicht nur der Inhalt des Protokolls zuträfe, sondern meine Worte richtig wiedergegeben seien. Jede Seite sollte ich unterzeichnen, allerdings bevor die Giftnatter ihren streng geheimen Namen daruntersetzte.

Schockiert schaute ich auf das Machwerk. Obwohl ausgezehrt und völlig erschöpft von der Marter des Tages, wurde ich hellwach. Ich habe es unternommen, so stand da, die Konterrevolution von der Tschechoslowakei auf die Deutsche Demokratische Republik zu übertragen, weil ich den politischen Umsturz herbeiführen wollte. Ich habe es unternommen, eine Schleuserbrücke zu errichten, auf der hervorragende Wissenschaftler der DDR in den imperialistischen Westen geschleust werden sollten. Das alles habe ich in der Absicht unternommen, die sozialistische Staatsmacht zu schädigen. Was ich unterschreiben sollte, ging in der Wortwahl noch über das hinaus, was sie mir während des Verhörs vorgeworfen hatten und wogegen ich mich mit Händen und Füßen gesträubt hatte. Und hier las sich das so, als hätte ich alles zugegeben, als hätte es den erbitterten Kampf gegen die Beschuldigungen überhaupt nicht gegeben. Und die Ausdrücke: Was ich als Vorbehalte gegenüber Partei und Regierung bezeichnet hatte, hieß „staatsfeindliche Hetze", ein Abend mit Freunden hieß „Treff", ein Freund aus der Bundesrepublik war ein „Kurier", und zwar so, als hätte ich selbst die Begriffe Hetze, Treff und Kurier eingeführt. Mir waren nicht nur die Worte im Mund herumgedreht, es war alles von den Füßen auf den Kopf gestellt. Nicht einmal die

Fragen der Vernehmer waren so formuliert, wie sie am Tage ausgesprochen worden waren.

Diese absurden Unterstellungen garantierten nicht einmal mehr den schwachen Trost des Vernehmers Henke, daß ich den Kopf auf den Schultern behalten würde. Das lief auf Hochverrat oder was weiß ich hinaus.

„Das soll ich unterschreiben?"

Ich war es, der fragte, denn das Frageverbot hatte ich unter dem erneuten Schock glatt vergessen. Mein Entsetzen kam nicht überraschend für den Leutnant. Er unterließ es, mir das Fragen zu verbieten. Dafür giftete er mich wie eine Speikobra an:

„Sie unterschreiben das so, wie es da steht. Wollen Sie mit der Verweigerung der Unterschrift Ihre Lage weiter verschlimmern? Ich hole sofort Ihre Frau hier 'rein, wenn Sie nicht unterschreiben. Ich kann die Vernehmung unter ganz anderen Bedingungen fortsetzen. Mit Leuten wie Ihnen mache ich kurzen Prozeß!"

Marion! Wie ging es ihr? Das Konzert war längst zu Ende. Wenn sie nicht schon hier war, würde sie ohne jede Nachricht auf mich warten. Es zermürbte mich. Ab und zu öffnete sich leise die Tür, dann tauchte einer der beiden anderen Vernehmer auf. Püchner unterbrach seine Tiraden. Sie tuschelten im Rahmen der Doppeltür, die vom Gang ins Vernehmerzimmer führte. Aus den danach gestellten Fragen des Leutnants gewann ich den Eindruck, als ob Marion nebenan verhört würde. So war es tatsächlich, wie wir später rekonstruieren konnten.

„Ich habe keine Konterrevolution und keinen politischen Umsturz herbeiführen wollen. Ich habe keine Schleuserbrücke aufgebaut, ich habe keine Absichten gehabt, die DDR zu schädigen. Ich habe das alles doch gar nicht gesagt", wehrte ich mich verzweifelt, „ich unterschreibe das nicht."

„Das Protokoll enthält das, was wir für richtig halten", tobte Püchner, „unsere Wahrheit zählt hier am Ende."

Er beugte sich mit verbitterter Miene über mich:

„Je früher Sie verstehen, daß Sie hier keine Wahl haben, desto besser für Sie. Ich werde am Protokoll nichts ändern, und wenn Sie hier verschmoren. Mir ist das ganz egal."

„Dies kann ich nicht unterschreiben."

Die Begriffe von der Konterrevolution und von der Schleuserbrükke tanzten mir vor den Augen, ich bat, diese schlimmen Sätze zu korrigieren.

„Sie reiten sich immer tiefer hinein. Aber es kommt der Tag, an dem Sie das alles unterschreiben werden. Ich habe Sie gewarnt."

Leutnant Püchner grapschte nach dem Bündel Papier, ließ mich bewachen, und kehrte, es war schon gegen Morgen, mit der neuen, wieder fein säuberlich getippten Fassung zurück. Sie war hier und da leicht entschärft, steckte aber noch voller unzutreffender Aussagen. Von „Treff" war nach wie vor die Rede, wenn es um eine belanglose Begegnung mit einem Bekannten ging. Wenn irgendein Name erwähnt wurde, hatte Püchner meine Aussage geschickt verfälscht. Ich war außerstande, das Geschriebene überhaupt noch beurteilen zu können.

„Das sind nicht meine Worte", stammelte ich kraftlos und unterschrieb wieder nicht.

Püchner kochte.

„Wissen Sie, was Sie mit Ihrer starren Haltung erreicht haben? Wir haben Ihre Frau reingeholt."

Das traf mich wie ein Blitz.

„Sie leugnet natürlich alles. Auch bei dem Plakat sagt sie nicht die Wahrheit. Aber da kommen wir noch hin. Das Spiel ist endgültig aus!"

„Wo ist meine Frau?"

„Sie haben hier keine Fragen zu stellen", brüllte Püchner.

„Lassen Sie bitte meine Frau aus dem Spiel."

„Dann unterschreiben Sie endlich."

„Wird sie dann freigelassen?"

„Nur dann! Wenn Sie die Unterschrift jetzt noch verzögern, bleibt Ihre Frau hier. Wir sind nicht scharf darauf, alle möglichen Leute zu verhaften. Aber wenn wir nicht anders an die Wahrheit herankommen, greifen wir zu drastischen Maßnahmen."

Mir fielen die seit einem Jahr verhafteten Niendorfs und deren Zwillinge ein. Der Vernehmer hatte den gleichen Gedanken.

„Sie wissen doch, wie lang das Ehepaar Niendorf hier schon sitzt. Heute steht noch nicht einmal der Prozeßtermin fest. Wenn Sie nicht unterschreiben, bleibt Ihre Frau hier."

Die Verhaftung hatte ich schon für den Tiefpunkt gehalten. Doch nun dieses Lügenprotokoll und die Alternative, zu unterschreiben oder die Verhaftung der eigenen Frau zu verantworten. Beim Mittagessen hatte ich mich auf eine heikle Gratwanderung eingestellt. Das war keine Gratwanderung mehr, das war eine Rutschpartie in dunkle Tiefen ohne Ende. Draußen dämmerte der Morgen. Ich fällte drei Entscheidungen und nahm in Kauf, sie eines Tages alle zu bereuen: Mitarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst kommt nicht in Frage; persönliche Freiheit, berufliche Entwicklung und Familienleben verlieren jede Priorität; das Lügenprotokoll wird unterschrieben, um Marion zu retten.

Die Unterschrift erschütterte mich so stark, daß ich nicht den gewohnten Schriftzug aufs Papier brachte. Ich veränderte meine Unterschrift bei bestimmten Buchstaben und kehrte nie wieder zum alten Schriftzug zurück. So würde ich in Zukunft immer beurteilen können, ob ich eine Unterschrift vor oder nach der Verhaftung geleistet hatte.

Die Konzeption

Im ehemaligen Hauptgebäude der Bezirksverwaltung Leipzig des Staatssicherheitsdienstes lagen im Juli 1992 vier rosafarbne abgegriffene Hefter vor mir auf einem kleinen Tisch. Eine Angestellte der Gauck-Behörde beaufsichtigte meine Akteneinsicht. Es waren nur die Unterlagen von der Untersuchungshaft aufgetaucht. Es fehlten die Kaderakte und sonstige Vorgänge.

Das Aktenstudium gab mir die Möglichkeit, meine Erinnerungen an die Untersuchungshaft zu überprüfen. Sie stimmten in vielen Details.

Nach der peniblen Untersuchungshaft in den Jahren 1971 und 1972 hatte ich nicht mit überraschenden Neuigkeiten beim Aktenstudium gerechnet. Bald entdeckte ich jedoch ein siebenseitiges Papier, bei dessen Lektüre mir der Atem stockte. Nach 21 Jahren erfuhr ich, warum die Offiziere des Leipziger Staatssicherheitsdienstes am ersten Tag der Untersuchungshaft derart rabiat gegen mich vorgegangen waren.

Mehr als zwei Monate vor meiner Verhaftung hatte sich der damalige Leutnant Dietmar Püchner eine Konzeption ausgedacht, um mich zum Inoffiziellen Mitarbeiter zu pressen.

„Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Leipzig Abteilung IX
Leipzig, 2. Februar 1971
Bestätigt: Leiter der Bezirksverwaltung Hummitzsch Oberst

K o n z e p t i o n
zur Werbung für eine inoffizielle Zusammenarbeit bzw. Einleitung eines Ermittlungsverfahrens nach § 105 Ziffer 2 StGB gegen

Dr. F r i t z s c h , Günter ...
Durch die Bearbeitung des Ermittlungsverfahrens gegen ... konnten Dr. Fritzsch umfangreiche strafbare Handlungen ... nachgewiesen werden, welche im einzelnen im Vorschlag der Abteilung IX vom

Bezirksverwaltung für
Staatssicherheit Leipzig
Abteilung IX

Leipzig, 2. Februar 1971

Bestätigt:
Leiter der Bezirksverwaltung

Hummitzsch
Oberst

KORIE
AUS DEN UNTERLAGEN DES EHEMALIGEN STAATSSICHERHEITSDIENSTES
ARCHIV LEIPZIG

K o n z e p t i o n

zur Werbung für eine inoffizielle Zusammenarbeit bzw. Einleitung eines Ermittlungsverfahrens nach § 105 Ziffer 2 StGB gegen

Dr. F r i t z s c h , Günter

[redacted]

Beruf: Physiker
zuletzt: Physiker am Physiologisch-Chemischen Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig
wohnhaft: [redacted]

Durch die Bearbeitung des Ermittlungsverfahrens [redacted]

[redacted] konnten Dr. FRITZSCH umfangreiche strafbare Handlungen gemäß § 105 Ziffer 2 StGB nachgewiesen werden, welche im einzelnen im Vorschlag der Abteilung IX vom 10. 11. 1970 an den Leiter der Bezirksverwaltung Leipzig, Genossen Oberst Hummitzsch, schriftlich fixiert wurden. Die vorliegenden Belastungen rechtfertigen die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gemäß § 98 StPO.

Zur Herausarbeitung neuer Feindmethoden unter Beachtung, daß der Machtapparat des staatsmonopolitischen westdeutschen Staates unter Tarnung durch die gegenwärtigen sozialdemokratischen Taktiken eine komplexe Feindtätigkeit gegen die DDR betreibt,

10.11.1970 an den Leiter der Bezirksverwaltung Leipzig, Genossen Oberst Hummitzsch, schriftlich fixiert wurden. Die vorliegenden Belastungen rechtfertigen die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens ...

Zur Herausarbeitung neuer Feindmethoden unter Beachtung, daß der Machtapparat des staatsmonopolistischen westdeutschen Staates unter Tarnung durch die gegenwärtigen sozialdemokratischen Taktiken eine komplexe Feindtätigkeit gegen die DDR betreibt, steht die Werbung des Dr. Fritzsch für eine inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS im Vordergrund, weil nachstehend genannte operative Maßnahmen durch Eindringen in feindliche Zentren geklärt werden könnten:

– Aufklärung des Weizsäcker- und Max-Planck-Instituts, insbesondere die Rolle dieser Institute bei der Planung, Organisierung und Durchführung der politisch-ideologischen Diversion und des staatsfeindlichen Menschenhandels gegen die DDR.

– Welche Verbindungen bestehen zwischen diesen Instituten und imperialistischen Geheimdiensten. Hierbei ist zu beachten, daß die Kontaktperson „Buch" der HA VI bei der Aufklärung des ... (Operativ-Vorgang „Atom", ...) zum Ausdruck brachte, daß zwischen den genannten Instituten und dem CIA Verbindungen bestünden. Nach bisher unüberprüften Aussagen der KP „Buch" erhielt er diese Information im März 1970 ...

– Aufklärung der westdeutschen Schleusergruppe ... Eindringen in das Verbindungssystem dieser Gruppe, Aufklärung von Kurieren und Treffwohnungen.

– Aufklärung der Verbindungen des CSSR-Bürgers ... zur erwähnten Schleusergruppe.

– Aufklärung der organisierten Einschleusung von revisionistischer Literatur aus Westdeutschland / Westberlin in des Gebiet der DDR.

– Grundlage für eine Werbung des Dr. Fritzsch zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS muß ein allumfassendes, lückenloses und schnelles Geständnis über seine strafbaren Handlungen sein. Bei den Vernehmungen muß davon ausgegangen werden, daß die uns vorliegenden Untersuchungsergebnisse über seine strafbaren Handlungen nur einen Teil seiner staatsfeindlichen Tätigkeit widerspiegelt.

KOPIE
AUS DEN UNTERLAGEN DES
EHEMALIGEN STAATSSICHER-
HEITSDIENSTES
ARCHIV LEIPZIG

Grundlage für eine Werbung des Dr. FRITZSCH zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS muß ein allumfassendes, lückenloses und schnelles Geständnis über seine strafbaren Handlungen sein. Bei den Vernehmungen muß davon ausgegangen werden, daß die uns vorliegenden Untersuchungsergebnisse über seine strafbaren Handlungen nur einen Teil seiner staatsfeindlichen Tätigkeit widerspiegelt.
Die Vernehmungen mit Dr. FRITZSCH müssen Ergebnisse aufweisen, die ihn kompromittieren, damit er neben seinen bekannten strafrechtlich relevanten Handlungen zur Zusammenarbeit mit dem MfS gebunden wird.
Als kompromittierendes Material können in diesem Zusammenhang Aussagen über andere Personen, welche von Dr. FRITZSCH,Günter belastet werden, angesehen werden.
Ist Dr. FRITZSCH nicht bereit, inoffiziell mit dem MfS zusammen zu arbeiten, dann wird ein Ermittlungsverfahren mit Haft nach den erwähnten Strafrechtsnormen eingeleitet.

Durchführung der Festnahme:

1. Es wird vorgeschlagen, die Festnahme des Dr. FRITZSCH wegen der geplanten Werbung für eine inoffizielle Zusammenarbeit konspirativ durchzuführen.
   In Zusammenarbeit mit der Abteilung XX der BV Leipzig muß geprüft werden, ob die Möglichkeit besteht, daß Dr. FRITZSCH eine mehrtägige Dienstreise bzw. einen Studienaufenthalt außerhalb von Leipzig durchführen kann. Diese Zeit (ca. 5 Tage) muß genutzt werden, um Dr. FRITZSCH ein allumfassendes Geständnis abzuringen und die Werbung durchzuführen.

2. Die Vernehmung des Dr. FRITZSCH soll unter Wahrung der Konspiration in der Untersuchungshaftanstalt des MfS Leipzig durchgeführt werden.

Die Vernehmungen mit Dr. Fritzsch müssen Ergebnisse aufweisen, die ihn kompromittieren, damit er neben seinen bekannten strafrechtlich relevanten Handlungen zur Zusammenarbeit mit dem MfS gebunden wird.

Als kompromittierendes Material können in diesem Zusammenhang Aussagen über andere Personen, welche von Dr. Fritzsch, Günter belastet werden, angesehen werden.

Ist Dr. Fritzsch nicht bereit, inoffiziell mit dem MfS zusammen zu arbeiten, dann wird ein Ermittlungsverfahren mit Haft nach den erwähnten Strafrechtsnormen eingeleitet.

Durchführung der Festnahme:

1. Es wird vorgeschlagen, die Festnahme des Dr. Fritzsch wegen der geplanten Werbung für eine inoffizielle Zusammenarbeit konspirativ durchzuführen.

In Zusammenarbeit mit der Abteilung XX der BV Leipzig muß geprüft werden, ob die Möglichkeit besteht, daß Dr. Fritzsch eine mehrtägige Dienstreise bzw. einen Studienaufenthalt außerhalb von Leipzig durchführen kann. Diese Zeit (ca. 5 Tage) muß genutzt werden, um Dr. Fritzsch ein allumfassendes Geständnis abzuringen und die Werbung durchzuführen.

2. Die Vernehmung des Dr. Fritzsch soll unter Wahrung der Konspiration in der Untersuchungshaftanstalt des MfS Leipzig durchgeführt werden.

Erklärt sich Dr. Fritzsch für eine inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS bereit, ist zu prüfen, ob die weiteren Vernehmungen in einem konspirativen Objekt durchgeführt werden können.

Durchführung der Hausdurchsuchung:

1. Bei Werbung:

1.1 Es ist zu prüfen, ob vor Abschluß der Vernehmungen mit Fritzsch eine konspirative Durchsuchung seiner Wohnung durchgeführt werden kann. Dies setzt voraus, daß seine Ehefrau nicht in der Wohnung ist, wozu man einen Aufenthalt des Rundfunk-Sinfonie-Orchesters, welchem sie angehört, außerhalb von Leipzig ausnutzen kann.

KOPIE
AUS DEN UNTERLAGEN DES EHEMALIGEN STAATSSICHERHEITSDIENSTES
ARCHIV LEIPZIG

Taktisches Vorgehen bei Vernehmung mit dem Ziel einer Werbung:

- Bindung des FRITZSCH an seine Ehefrau ausnutzen (führt gute und harmonische Ehe - könnte durch Inhaftierung zerstört werden)
- Folgen einer Inhaftierung:
  - mehrere Jahre Freiheitsentzug
  - Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Arbeit, welcher er große Bedeutung beimißt (siehe Niederschrift [redacted] 21. 8. 1970)
- Kompromittierung der Kirche (Zugehörigkeit des Dr. FRITZSCH zur Katholischen Studentengemeinde Leipzig - derartige Kompromittierung kann Folgen bis in die Familie haben - Schwiegervater ist Pfarrer -).

Zu klärende Komplexe in Vernehmungen:

1. Zu § 105 Ziffer 2 StGB

Schwerpunkte:
- seit wann bestehen Verbindungen zu feindlichen Gruppierungen, Gruppen oder Organisationen
- wie kam es zu derartigen Verbindungen
- Charakter dieser Verbindungen
- Gründe der Verbindungsaufnahme
- welche Kenntnis über Ausschleusung von Bürgern der DDR
- Mitwirkung an derartigen Ausschleusungen
- Schleusungswege
- Motive und Ziele für diese Schleusungen
- Organisatoren für die Schleusungen (in wessen Auftrage erfolgen diese Schleusungen)
- Anwendung konspirativer Mittel (Code)

1. 2 Herausgabe des belastenden Materials durch Dr. Fritzsch nach Werbung für inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS.
2. Bei Einleitung des Ermittlungsverfahrens:
Offizielle Hausdurchsuchung auf der Grundlage einer richterlichen Anordnung.

Taktisches Vorgehen bei der Vernehmung mit dem Ziel einer Werbung:
– Bindung des Fritzsch an seine Ehefrau ausnutzen (führt gute und harmonische Ehe – könnte durch Inhaftierung zerstört werden)
– Folgen der Inhaftierung:
– mehrere Jahre Freiheitsentzug
– Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Arbeit, welcher er große Bedeutung beimißt (siehe Niederschrift ...)
– Kompromittierung der Kirche (Zugehörigkeit des Dr. Fritzsch zur Katholischen Studentengemeinde Leipzig – derartige Kompromittierungen kann Folgen bis in die Familie haben – Schwiegervater ist Pfarrer –).
...
Es ist zu gewährleisten, daß die erste Vernehmung des Dr. Fritzsch bei einem allumfassenden, lückenlosen und schnellen Geständnis auf einem Magnettonband gespeichert wird, um entsprechendes kompromittierendes Material für eine inoffizielle Zusammenarbeit zu besitzen.

Durchzuführende Maßnahmen vor der Festnahme:
– Beschaffung der Studienakte von der Karl-Marx-Universität Leipzig ...
– Wohngebietsermittlungen der Eltern
– Aus der Niederschrift ... geht hervor, daß Fritzsch umfangreiche postalische Verbindungen nach dem kapitalistischen Ausland unterhält. Da durch M-Kontrolle keine Bestätigung dieses Hinweises erfolgte, ist zu prüfen, welche Post Fritzsch am Institut empfängt.
– Was ist am Institut über Kontakte des Fritzsch zu Wissenschaftlern aus dem kapitalistischen Ausland bekannt. Welchen Charakter besitzen diese Verbindungen.

KOPIE
AUS DEN UNTERLAGEN DES
EHEMALIGEN STAATSICHER-
HEITSDIENSTES
ARCHIV LEIPZIG

- Aufklärung des Tagesablaufes von Dr. FRITZSCH (an einem Werktag)
- Verlassen der Wohnung
- welche Verkehrsmittel werden benutzt, um auf die Arbeitsstelle zu gelangen
- mit wem wird dieser Weg unternommen
- hält sich Dr. FRITZSCH ganztägig im Institut auf
- mit wem verläßt er nach Arbeitsschluß das Institut
- wohin begibt er sich nach Dienstschluß
- verläßt er abends seine Wohnung
- wohin begibt er sich dann mit wem
- Empfängt er abends Besuche in der Wohnung
- Feststellen, welche Tourneen das Rundfunk-Sinfonie-Orchester Leipzig im Februar 1971 übernimmt. Konkrete Zeitpunkte des Aufenthaltes dieses Orchesters außerhalb von Leipzig ermitteln.
- Referat XII der BV Leipzig überprüfen (anhand der Meldezettel), ob zur Frühjahrsmesse 1970 ein [redacted]

[redacted]

ca. 28 - 30 Jahre
wh.: München

nach Leipzig eingereist ist.

Püchner
Leutnant

Leiter der Abteilung

Etzold
Major

– Aufklärung des Tagesablaufes von Dr. Fritzsch (an einem Werktag)
– Verlassen der Wohnung
– welche Verkehrsmittel werden benutzt, um auf die Arbeitsstelle zu gelangen
– mit wem wird dieser Weg unternommen
– hält sich Fritzsch ganztägig im Institut auf
– mit wem verläßt er nach Arbeitsschluß das Institut
– wohin begibt er sich nach Dienstschluß
– verläßt er abends seine Wohnung
– wohin begibt er sich dann mit wem
– empfängt er abends Besuche in der Wohnung
– Feststellen, welche Tourneen das Rundfunk-Sinfonie-Orchester Leipzig im Februar 1971 übernimmt. Konkrete Zeitpunkte des Aufenthalts dieses Orchesters außerhalb von Leipzig ermitteln.
– Referat XII der BV Leipzig überprüfen (anhand der Meldezettel), ob zur Frühjahrsmesse 1970 ein ... nach Leipzig eingereist ist.

Püchner Leutnant

Leiter der Abteilung
Etzold Major"

Daß sich Leutnant Püchner diese Konzeption ausgedacht hatte, überraschte mich. Einen solchen Plan hätte ich eher dem Vernehmer Henke zugemutet. Eine grobe Textanalyse der Konzeption zeigt, daß es Püchner vor allem darum ging, seinen Vorgesetzten zu imponieren. Er packte einige Schlüsselbegriffe in den Text: „Tarnung", „komplexe Feindtätigkeit", „politisch-ideologische Diversion", „staatsfeindlicher Menschenhandel", „imperialistische Geheimdienste". In einer vernünftigen Konzeption wäre das Objekt der Bespitzelung bis ins Detail charakterisiert worden, um nachzuweisen, daß das Unternehmen den Einsatz wert war. Aber vom Zielobjekt kennt Püchner weder den Namen noch die Stellung im wissenschaftspolitischen Gefüge. So unterlaufen ihm fatale Fehler. Es gab kein „Weizsäcker- und Max-Planck-Institut", wie er es nennt. Es gab damals wie heute eine Max-Planck-Gesellschaft mit verschiedenen Instituten an verschieden Orten, eines davon war 1971 das „Max-

Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt" in Starnberg mit Professor Carl Friedrich von Weizsäcker als Direktor. Kein Max-Planck-Institut hat politisch-ideologische Diversion oder staatsfeindlichen Menschenhandel gegen die DDR organisiert. Püchner offenbarte hier wie auch während der Untersuchungen große Lücken, wenn es um akademische Angelegenheiten ging. Das war peinlich, da seine Untersuchungen Akademiker betrafen. In der Konzeption entdeckt man noch einen groben Schnitzer. Obwohl der Leipziger Staatssicherheitsdienst wußte, daß ich der Evangelischen Studentengemeinde angehört hatte, siedelt mich Püchner in seiner Konzeption bei den Katholiken an und merkt auch nicht, daß Pfarrer in der katholischen Kirche kaum Schwiegerväter sein können.

Das alles stärkt den Verdacht, daß sich Püchner profilieren wollte. Es ging ihm in erster Linie um Anerkennung durch seine Vorgesetzten, um schnelles persönliches Vorankommen.

Mit dem schamlosen Ausnutzen ehelicher Bindungen beugte Püchner das Verfassungsrecht der DDR. Dort stand im Artikel 30, daß die Familie „als Grundlage des Gemeinschaftslebens unter dem Schutz des Staates" steht.

Eine Woche vor meiner Verhaftung wurde die Konzeption von Oberleutnant Tinneberg modifiziert. Tinneberg habe ich nicht kennengelernt. Aus meinen Akten geht hervor, daß er zu der für mich „zuständigen operativen Abteilung" gehörte. Ein Jahr nach meiner Verhaftung hat er einen entfernten Bekannten auf schamlose Weise zur Mitarbeit erpreßt, um meinen Verwandten- und Bekanntenkreis auszuhorchen.

„Bezirksverwaltung Leipzig Abteilung XX/7
Leipzig, den 29. 3. 1971 bestätigt:
Leiter der Bezirksverwaltung Hummitzsch Oberst

Vorschlag
Es wird vorgeschlagen, gegen den Dr. Fritzsch ... ein Ermittlungsverfahren ... einzuleiten und entsprechend der Konzeption der Abt. IX der Abt. IX vom 2. 2. 1971 über die Werbung des Dr. F. zur inoffiziellen Zusammenarbeit folgende Maßnahmen durchzuführen:

1. Am 6. April 1971 wird F. durch die Abt. VIII auf dem Weg zur Arbeitsstelle konspirativ festgenommen und der Abt. IX zugeführt. Die Abdeckung der Arbeitsstelle gegenüber Kollegen und eventuellen Anrufen der Ehefrau oder anderer Personen erfolgt durch den ..., der die Abwesenheit des F. mit einem von ihm erteilten Auftrag legendiert. Als Zeitspanne des Auftrages wird der ganze Tag von 8.00 bis 19.00 Uhr angegeben. (Eine Legende für die Abwesenheit des F. über mehrere Tage konnte nicht entwickelt werden).
Für die Zeit von 19.00 – 21.30 ist die Ehefrau des F. durch ihre Mitwirkung im Rundfunksinfoniekonzert in der Kongreßhalle Leipzig gebunden.
2. Für die Prüfung der Bereitschaft des F. zur ehrlichen Zusammenarbeit mit dem MfS stehen 13 Stunden (8.00 – 19.00 Uhr) zur Verfügung. Durch das Vorliegen konkreter Vergleichsmöglichkeiten anhand des operativen Materials ist die Möglichkeit der unmittelbaren Überprüfung der Aussagen des F. gegeben.
Zur sofortigen Überprüfung neuer Hinweise wird die Operativgruppe der Abt. XX bereitgehalten.
3. Wird bis 19.00 Uhr eingeschätzt, daß die Überwerbung des F. gelingt, ist die Zeit von 19.00 – 21.30 Uhr zur Entwicklung einer geeigneten Legende gegenüber der Ehefrau und für die freiwillige Herausgabe belastenden Materials aus der Wohnung des F. durch diesen zu nutzen.

Im Ergebnis der Vernehmungen des F. und seiner Angaben über die Familienverhältnisse ist zu entscheiden, ob die Ehefrau mit verpflichtet werden muß. Wenn diese Maßnahme erforderlich ist, wird die F., Marion nach Beendigung des Konzertes unter dem Vorwand einer zeugenschaftlichen Befragung der Abt. IX zugeführt. Die F., Marion erhält nach erfolgter Verpflichtung eine exakt vorgeschriebene Verhaltenslinie.
4. Die F., Marion wird nach Verlassen der Abt. IX unter konspirativer Beobachtung durch die Abt. VIII gehalten, wobei die Einhaltung der erteilten Instruktion kontrolliert wird.
5. Da ...Verbindungsaufnahme der F., Marion mit anderen Personen erfolgen kann, wird ab 5.4.1971 ein IM der Abt. 0 zum Einsatz gebracht.
6. Wenn die Überwerbung des F. nicht erfolgen kann, wird offiziell

das EV ... eingeleitet, eine offizielle Hausdurchsuchung und eine Zeugenvernehmung der F., Marion durchgeführt ...
7. Im gleichen Zeitraum soll das EV ... gegen ... eingeleitet werden, um weitere Vergleichsmöglichkeiten und Aussagenüberprüfungen zu erhalten. Dazu folgt ein gesonderter Vorschlag.

Stellv. Ltr. d. Abt. XX
Tinneberg Oltn.

Schulze
Hauptmann"

EV heißt Ermittlungsverfahren. Nach diesem Vorschlag lief der erste Tag in der Leipziger Untersuchungshaftanstalt ab. Wie man aus den elf Stunden zwischen 8.00 und 19.00 Uhr dreizehn Stunden machen kann, bleibt das Geheimnis von Oberleutnant Tinneberg und Hauptmann Schulze. Der verwendete Begriff „Überwerbung" betrifft eigentlich die Abwerbung von Mitarbeitern anderer Geheimdienste. Da ich keinem Geheimdienst angehörte, ist dieser Begriff hier falsch angewendet.

Nach der Verhaftung stellte Püchner einen Plan für die Untersuchungshaft auf. Er enthält einige Elemente der Konzeption, jetzt nicht mehr, um mich zur inoffiziellen Zusammenarbeit zu pressen, sondern um schnell zum Ziel zu gelangen.

„Vernehmungstaktische Grundlinie:
– Dem Beschuldigten muß klar gemacht werden, daß er im Interesse seiner weiteren wissenschaftlichen Tätigkeit dazu beitragen muß, daß die Voruntersuchungen in einem möglichst kurzen Zeitraum abgeschlossen werden können.
– In diesem Zusammenhang sind konsequente Forderungen an den Beschuldigten zu stellen, was die Aussage über die Sache anbelangt.
– Vom Beschuldigten keine Gespräche über familiäre Belange aufdrängen lassen. Die bisherigen Untersuchungen zeigten, daß der Beschuldigte durch solche Gespräche eventuelle strafbare Handlungen seiner Frau vertuschen will.
– Dem Beschuldigten jede Hoffnung nehmen, daß er mit Hilfe von ... oder anderer Personen nach der BRD gelangen kann.

– Den Beschuldigten gegen ... ausspielen
– ihm aufzeigen, daß er von diesen Personen für die Forcierung einer staatsfeindlichen Tätigkeit gegen die DDR ausgenutzt wurde
– bei ihm die Möglichkeit offen lassen, daß ihm der Doktorgrad abgesprochen werden könnte."

Der im Vorschlag vom 29. 3. 1971 genannte Zeitpunkt der Entscheidung, 19.00 Uhr, entspricht recht gut meiner Erinnerung. Etwa um diese Stunde hatten sie mir noch einmal ausführlich aufgezählt, was mir alles drohte: die Ehe in Gefahr, der Beruf dahin, der Doktorgrad weg, jahrelanges Zuchthaus. Die ganze Existenz am Abgrund.

„Wechseln Sie die Seiten, sonst schnappt die Falle zu."

Gesicht zur Wand

Ich hatte mich nicht zur Zusammenarbeit bereit erklärt, also kam ich in Haft. Aktentasche, Bücher, Uhr und Geld wurden mir abgenommen. Die Jacke, die Hose ohne Gürtel, das Hemd, Unterwäsche und Strümpfe sowie die Schuhe, aber ohne Schnürsenkel, durfte ich mit in die Zelle nehmen.

Noch war es keine Einzelhaft, man schloß mich für die kommenden fünf Monate mit einem spionageverdächtigen Arbeiter aus dem Braunkohlenkombinat Böhlen zusammen. Außer den Vernehmern und dem Braunkohlenkumpel gab es von nun an keine Gesprächspartner mehr. Mit den Posten auf dem Gang zu reden war verboten. Wenn ich, von einem Läufer eskortiert, zur Vernehmung über den Gang geführt wurde, leuchteten rote Lampen auf: Jetzt durfte kein anderer Inhaftierter zu sehen sein. Ich mußte die Arme auf dem Rücken verschränken und vor dem Läufer her gehen. Wenn er stehenblieb, um eine Tür zu öffnen, hieß es:

„Gesicht zur Wand!"

Während meiner Untersuchungshaft erlebte ich vier oder fünf verschiedene Läufer. Am häufigsten versah dieses Amt ein etwa dreißigjähriger blonder Unteroffizier. Mit ihm gab es keine Probleme. Aus seinen Augen sprach nie Verachtung. Nach mehr als einem Jahr Untersuchungshaft würde ich mit ihm in eine verrückte Situation geraten. Nicht auszustehen war ein ebenfalls blonder, sehr junger Unteroffizier. Der Gang mit ihm zum Vernehmerzimmer oder zum Freihof wurde zur Qual.

„Bewegen Sie sich endlich!"

„Rennen Sie nicht so!"

„Das bringe ich Ihnen noch bei!"

Wenn er eine Tür aufschloß und ich die Nase nicht dicht an die Wand preßte, zischte er:

„Wie oft soll ich Ihnen das noch sagen? Gesicht zur Wand!"

Glücklicherweise durfte der Braunkohlenkumpel die Leipziger Volkszeitung abonnieren und ließ mich mitlesen. Unglücklicherwei-

se rauchte er von morgens bis abends Zigaretten, selbstgedreht aus dem Tabak mit dem treffenden Namen „Schwarzer Krauser". Dicke Rauchschwaden standen regungslos in der mangelhaft gelüfteten Zelle.

Aber von der Zelle sah ich zunächst nicht viel. Drei Tage lang dauerten die Verhöre vom frühen Morgen bis tief in die Nacht. In diesen Tagen schlief ich vor Anspannung keine Minute. In der Untersuchungshaftanstalt wurde nachts alle viertel oder halben Stunden das Licht in der Zelle von außen für wenige Sekunden angeknipst. Das brachte die Inhaftierten zum Verzweifeln.

Am dritten Tag der Gefangenschaft äußerte sich meine Erschöpfung in Heulkrämpfen. Offenbar verloren die Verhöre für die Vernehmer jeden Sinn. Man gestattete mir eine längere Mittagspause. Für eine Stunde durfte ich mich auf die Pritsche legen. Das war tagsüber streng verboten. Man durfte sich in der Zelle allenfalls auf den Hocker setzen. Einen Stuhl mit Lehne gab es nicht, sogar das Anlehnen an die Wand war verboten.

Am Abend des zweiten Tages wurde ich dem Haftrichter vorgeführt. Ein dicker Mann mit Kulleraugen schaute mir kein einziges Mal ins Gesicht. Er spulte das Paragraphenungeheuer vom Menschenhandel herunter, beantwortete eine Frage und beendete dann ohne weitere Diskussion den Termin. Am vierten Tag, es war der Karfreitag, beendete Püchner das Verhör schon am Abend. Von da an war nachts Pause.

Bis Pfingsten, über insgesamt acht Wochen, gab es keinen einzigen vernehmungsfreien Tag, nicht einmal einen freien Sonntag. Jede Protokollseite war ein nervenzerreißender Kampf.

Während des Mittagessens am ersten Tag der Untersuchungshaft hatte ich mir vorgenommen, ein Minimum an Verständigung zu erreichen. Damit war ich erst einmal gescheitert. Alle Versuche, meine oppositionelle Haltung mit undemokratischen Vorgängen im politischen System der DDR zu begründen, waren unter Drohungen abgeblockt worden. Die Protokolle verschweigen das Wesentliche meiner Argumentation.

Bei der Aktendurchsicht im Sommer 1992 habe ich Püchners Plan zum Ermittlungsverfahren kennengelernt. Dort steht, wie meine Persönlichkeit „untersucht" werden sollte.

ER STAATSANWALT DES BEZIRKES LEIPZIG

- Abt. IA -

KOPIE
AUS DEN UNTERLAGEN DES EHEMALIGEN STAATSSICHERHEITSDIENSTES
ARCHIV LEIPZIG

DER STAATSANWALT DES BEZIRKES LEIPZIG
701 Leipzig, Beethovenstraße 2

Hauptpostamt Leipzig
-Postsonderfragen-
701 Leipzig
Karl-Marx-Platz

Zeichen	Ihre Nachricht vom	Unser Zeichen	Fernruf 34256	701 Leipzig, Beethovenstr. 2, den
		213-500/71 Schn./Qu.		21.4.71

Betr.: Dr. Fritzsch, [redacted]
wh.: [redacted]

Werter Genosse Süß !

Gegen Obengenannten läuft zur Zeit ein Ermittlungsverfahren. Gemäß § 115 StPO wird die Beschlagnahme aller Postsendungen, die an Dr. Fritzsch adressiert sind, angeordnet.

DEMOKRATISCHE REPUBLIK Staatsanwalt Bezirk Leipzig

Liebig
Staatsanwalt

N 964 LG 21/250/69

„Ziel der Klärung des Persönlichkeitsbildes ist die Herausarbeitung, daß Dr. Fritzsch eine staatsf. Einstellung besitzt und auf Grund dieser Einstellung strafbare Handlungen ... begangen hat."

Ohne mich gesehen oder gesprochen zu haben, war schon alles beschlossene Sache. Keiner der anderen Inhaftierten hatte mir eine staatsfeindliche Einstellung attestiert.

Seit der Reform des Strafgesetzbuches 1968 in der DDR durften keine Gerichtsprozesse ohne vorheriges Ermittlungsverfahren begonnen werden. So hat der Leipziger Staatssicherheitsdienst formal ein solches Verfahren gegen mich eingeleitet. Bei dessen Durchführung wurden jedoch Strafprozeßordnung und Strafgesetz der DDR eiskalt übergangen. Die Rechtsbeugung war von vornherein dadurch vorgegeben, daß der Staatssicherheitsdienst meine Einstellung als „staatsfeindlich" festlegte, ohne eine entsprechende Aussage der bereits Inhaftierten oder eine andere bewiesene Angabe als Nachweis anführen zu können.

Im Plan der Untersuchungshaft listet Leutnant Dietmar Püchner die für das Persönlichkeitsbild „zu klärenden Umstände" auf:

„– seit wann besteht die feindliche Einstellung
– wodurch wurde sie herausgebildet
– durch welche Faktoren zum Feind geworden
– welche Einflüsse wurden wirksam
– welchen Anteil haben andere Personen
a.) Erziehung Elternhaus
b.) Zugehörigk. zu kirchl. Einrichtungen
c.) staatsf. Literatur
d.) Westfernsehen
e.) Rundfunk
f.) Verbindungen WD, WB, kapit. + soz. Ausland
Zugehörigkeit zu staatsf. Gruppen und Gruppierungen"

WD soll Westdeutschland heißen, WB Westberlin. In den Verhören wurde trotz meiner Einwände auf die Ursachen im realen sozialistischen System nicht eingegangen. Leutnant Püchner schnitt mir bei solchen Einlassungen sofort das Wort ab und drohte mit einem ganzen Register verschärfter Bedingungen oder mit der Verhaftung

der Frau. Nur die unter a.) bis f.) genannten Punkte wurden untersucht. Die Rechtsbeugungen, die mit diesen einseitigen Untersuchungen begangen wurden, waren den Offizieren des Leipziger Staatssicherheitsdienstes voll und ganz bewußt. Bei jedem Verhör gab es Auseinandersetzungen über die Ursachen meiner politischen Vorbehalte. Bei jedem Streit mit Püchner über das Protokoll spielten sich widerliche Szenen ab, wenn ich auf meiner Darstellung bestehen wollte. Meine Einlassungen wurden mit niederträchtigen Drohungen ignoriert. Für dieses gesetzwidrige Vorgehen gegen mich und die anderen Inhaftierten sind die Vernehmer voll verantwortlich.

Einmal spitzte sich ein derartiges Verhör auf kuriose Weise zu. Püchner hatte mich am Vormittag wegen des Hörens westlicher Rundfunksender vernommen. Da ich keinen Fernseher hatte, spielte dieses Medium keine Rolle. Offenbar aus der Gewohnheit heraus, seine Häftlinge endlos über Westfernsehen ausgequetscht zu haben, begann Püchner das Verhör am Nachmittag mit der Frage:

„Wiederholen Sie noch einmal zusammenhängend, welchen Einfluß das Westfernsehen auf Sie hatte."

„Gar keinen", antwortete ich.

Der Leutnant lief rot an, sprang vom Stuhl auf und tobte:

„Wenn Sie versuchen wollen, alles vom Vormittag abzustreiten, werde ich zu härteren Maßnahmen greifen. Dann lernen Sie mich kennen."

Da wurde mir klar, daß er sich nur versprochen und Westfunk statt Westfernsehen gemeint hatte, und ich machte ihn auf diesen kleinen Fehler aufmerksam. Der Leutnant blickte mich fassungslos an, drehte sich um, schwieg lange Zeit und setzte das Verhör aggressiver und quälender als sonst fort. Er konnte die belanglose Berichtigung durch seinen Beschuldigten nicht wegstecken.

Wenn Henke die Vernehmungen führte, kehrte Ruhe ein. Er schweifte regelmäßig vom Thema ab und versuchte, meine Meinung zu den unterschiedlichsten Problemen zu erkunden. Dauerbrenner waren der Prager Frühling 1968, die Rolle der Westmedien und die drastischen Einschränkungen im Reiseverkehr. Dann immer wieder das Plakat 1968 in der Kongreßhalle. In diesen Vernehmungen sollte ich offenbar zum Plaudern angeregt werden. Ich durfte Fragen stellen. So fragte ich diesen Vernehmer einmal, was er von den

undemokratischen Einschränkungen der Reisefreiheit halte. Er antwortete, daß er da schon für eine etwas längere Leine sei.

„Aber jeder muß begreifen, daß der Staat darüber entscheidet, wer wann wohin reisen darf." Ein Offenbarungseid.

Die Anstaltsordnung enthielt das strenge Verbot, gegen die Wand zu klopfen. Trotzdem vernahmen wir immer wieder kurzlebige Klopfversuche.

Der Schlüssel für die heimlichen Botschaften war einfach: einmal klopfen für den Buchstaben A, zweimal für B und so weiter. Am Sonntag, dem 2. Mai 1971, gab es da einen Zwischenfall. Am Spätnachmittag, als mein Verhör bereits beendet war, entzifferten wir den Namen „Dietrich Koch".

„Das muß unser Dietrich Koch sein", entfuhr es mir. Ich preßte mein Ohr gegen die Wand, um das weit entfernte, dünne Klopfzeichen zu hören. Da wurden wir aufgeschreckt. Draußen schlugen die Wärter gegen die Zellentüren:

„Setzen Sie sich richtig hin. Schemel einen halben Meter weg von der Wand!"

Das Gebrüll hallte durch die Gänge. So etwas hatte es bis dahin noch nicht gegeben. Es war Sonntag, da drückten manche Posten schon ein Auge zu. Diese heftigen Befehle, samt Hocker von der Wand wegzurücken, waren neu. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß das mit dem Klopfen von Dietrich Koch zusammenhängen könnte.

Zwei Tage nach diesem Sonntag gab es eine mögliche Erklärung für die verschärfte Haftordnung. Die Zeitung berichtete von der Sitzung des Zentralkomitees, auf der Walter Ulbricht den Vorsitz der Partei an Erich Honecker abgeben mußte. Vielleicht hatte es in Vorbereitung dieser politischen Veränderungen in der DDR spezielle Anweisungen des Staatssicherheitsdienstes zur Herstellung von Ruhe und Ordnung gegeben.

Der Machtwechsel an der Parteispitze kam überraschend. Daß Ulbricht zu krank zum Regieren sei, wie er es vor dem Zentralkomitee begründete, glaubte man nicht einmal in der Gefängniszelle.

Erich Honecker wurde Erster Sekretär des Zentralkomitees der Partei, eine Funktion, die später in Generalsekretär umbenannt wurde. Honecker gab sich in Fragen der deutschen und europäischen Politik weniger verkrampft als Ulbricht. In seinem Politbüro herrsch-

ten nicht mehr die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Moskau angereisten Funktionäre des „Nationalkomitees Freies Deutschland", sondern überwiegend Genossen, die die Nazizeit in deutschen Gefängnissen verbracht hatten. Doch schon der erste Besuch Honeckers beim Großen Bruder zeigte, daß die Breschnew-Doktrin radikal weiter verfolgt wurde. Für Ulbricht wurde ein neues, politisch bedeutungsloses Amt geschaffen, das des Vorsitzenden der Partei. Er blieb bis zu seinem Tod zwei Jahre später der Vorsitzende des Staatsrates, dessen Befugnisse eingeschränkt wurden.

Mitte Juni 1971 veranstaltete die SED den achten Parteitag, der die Leipziger Volkszeitung von vorn bis hinten füllte. Ulbricht meldete sich krank, obwohl er noch wenige Tage zuvor bei offenbar guter Gesundheit ein Arbeitskollektiv in Leipzig besucht hatte, wie wir es in der Zeitung gesehen hatten. Ulbricht ließ einen Gruß an den Parteitag verlesen. Sein Bild verschwand aus der Presse. Nur an seinem 78. Geburtstag, am 30. Juni 1971, sah man ihn im Morgenrock sitzend vor dem gratulierenden Politbüro. Die Leipziger Volkszeitung brachte es auf Seite drei. Welcher Gegensatz zu dem Rummel, der früher an seinen Geburtstagen veranstaltet wurde.

Die Ablösung Ulbrichts führte zu einer bemerkenswerten Entwicklung in der ideologischen Arbeit der Partei. Einige Monate nach dem Parteitag stellte Chefideologe Kurt Hager fest, daß im Zuge der neuen Linie die politisch-moralische Einheit von Partei, Regierung und Volk bisher überbetont worden sei. Diese Einheit bleibe zwar Ziel der Partei, aber man habe gelernt, die Verhältnisse realistischer einzuschätzen. Das entsprach genau meiner Kritik an der unrealistischen These der politisch-moralischen Einheit von Partei und Bevölkerung. Ich versuchte, diesen neuen ideologischen Kurs der SED für meine Verteidigung zu verwerten. Die Vernehmer ignorierten das einfach.

Ab Pfingsten 1971, nach acht Wochen ununterbrochener Verhöre, war es kurz ruhiger geworden. Der Braunkohlenkumpel wunderte sich: „Junge, haben die dich ausgequetscht, da kann ich nicht einmal mit meinen Spionagevernehmungen mithalten."

Ein wenig zur Ruhe gekommen, merkte ich, wie krass diese bedrohlichen Wochen auf mich gewirkt hatten. Ich war unsicher geworden im Gespräch. Selbst bei belangloser Plauderei mit dem

Braunkohlenkumpel fürchtete ich mich mitunter, etwas Verkehrtes zu sagen. Oft war ich begriffsstutzig oder verlor den Faden des Gesprächs.

Ab Mai durfte mich Marion monatlich einmal für etwa fünfzehn Minuten besuchen. Berührungen außer einem kurzen Handschlag waren verboten.

Über Sachverhalte des Prozesses zu sprechen, wurde mit der Androhung, nie wieder Sprechtermine genehmigt zu bekommen, ebenfalls verboten. Also nur rein Privates. An einem winzigen Tisch saß man sich gegenüber. An der Seite, fast auf Tuchfühlung, nahm Leutnant Püchner Platz. Mit großer Sorge sah ich, daß Marion von den Ereignissen der vergangenen Wochen geprägt war. Nach der Freilassung erfuhr ich, daß ihr über sechs Wochen lang täglich auf Schritt und Tritt Autos gefolgt waren. Eine Kleinigkeit hatte sie mir zu essen mitbringen dürfen. Obst war am wichtigsten, da die Kost in der Haftanstalt vitaminarm war.

Alle zehn Tage wurde ich in eine leere Zelle geführt und durfte eine Briefseite an Marion schreiben, natürlich nichts über die Vernehmungen und nichts über die Haftanstalt. Ebenso durfte mir Marion einmal in zehn Tagen schreiben. Verbindungen zu anderen Menschen draußen gab es nicht.

Die Ernährung in der Anstalt reichte zum Überleben. Morgens reichten sie eine Literflasche Malzkaffee, Kommißbrot, soviel man wollte, und einen Klacks Marmelade durch die Klappe. Mittags bekam man in einer Plastikschüssel ein in der Regel genießbares warmes Essen, manchmal waren das jedoch auch Saure Flecken, ein für Feinschmecker weniger geeignetes Menue aus Innereien, deren Herkunft man beim genaueren Hinsehen und entsprechenden zoologischen Kenntnissen erraten konnte. An Samstagen hockte man entweder vor einer Plastikschüssel mit süßen Haferflocken, süßem Grießbrei oder süßem Reis.

Ein Samstag war besonders schrecklich. Im Kulturteil der Zeitung hatte ich von einem Trompetenkonzert Ludwig Güttlers gelesen. Mit ihm hatte ich in der Mensa am Peterssteinweg manchmal drei oder vier Portionen Erbseneintopf verschlungen, den es dort an Samstagen öfters gab. Die Mensa war nur hundert Meter von der Untersuchungshaft entfernt im gleichen Häuserblock. Ein anderer Musiker fiel mir

BStU-Kopie

ein: Holm Vogel, der blinde Organist. Auch mit ihm hatte ich oft in der Mensa gegessen und mich an seinen witzigen Einfällen erfreut. Ich dachte zurück an Bachkantaten und Weihnachtsoratorium, an Orgelmusik und Trompetenklänge. Da knallte die Klappe auf, und ein Teller mit süßem Reis wanderte in mein Bunkerloch. Die Bachtrompeten verstummten.

Abends kredenzten sie außer dem Kommißbrot ein wenig Margarine und eine Scheibe Wurst oder Magermilchkäse, dazu eine saure Gurke oder ein Stück Rohkost. Einmal in der Woche durfte man sich aus einer Liste für drei Mark ein paar Nahrungsmittel aussuchen. Das Geld mußten Angehörige vorher abliefern. Die Raucher gaben fast alles für Tabak aus und hatten dadurch kaum etwas übrig für Bonbons oder Margarine.

Ungefähr alle drei Tage wurde ein elektrischer Rasierapparat durch die Klappe gereicht. Dann knipste der Wärter draußen einen Schalter an, und die Steckdose in der Zelle lieferte ein paar Minuten Strom für den Rasierer. Einmal in der Woche, meistens am Samstag, bekam man unter Bewachung eine Fingernagelschere. Ebenfalls an den Samstagen durfte man für wenige Minuten in einen Duschraum gehen, das Wasser wurde nach kurzer Zeit abgedreht. Die Haare wurden etwa einmal im Vierteljahr von einem jungen Inhaftierten geschnitten. Der Posten stand daneben. Reden streng verboten.

Drei oder vier Tage nach dem Junisprechtermin holte mich der Läufer zu einem Sondersprechtermin ab.

„Wir bekommen ein Kind", teilte mir Marion sorgenvoll mit.

Püchner beäugte auch dieses Gespräch schamlos aus nächster Nähe. Wir beschlossen während der paar Minuten, uns so auf das Kind zu freuen, als gäbe es keinen Staatssicherheitsdienst und kein Gefängnis.

Das erste Kind! Wie sollte ich das in der Enge der Zelle aushalten? Die Offiziere nahmen diese Situation willfährig auf.

„Wir holen Ihre Frau hier 'rein, wenn Sie nicht reden!"

Nun bekam ich es beim kleinsten Konflikt zu hören.

„Das können Sie nicht tun, sie ist doch in anderen Umständen", flehte ich bei diesen Drohungen.

„Da ist unser Strafgesetz natürlich großzügig. Die werdende Mutter genießt in unserem sozialistischen Staat besonderen Schutz.

Aber bei besonderer Gefährdung des Staates, wie in Ihrem Fall, sind wir berechtigt, eine werdende Mutter in Haft zu nehmen. Leute wie Sie haben keinen Grund, sich auf die Großzügigkeit unseres Staates zu verlassen."

Auch hier tat sich Leutnant Dietmar Püchner besonders hervor. Er las aus der Strafprozeßordnung verschiedene Paragraphen vor. Da ging es um Mörderinnen und andere gefährliche Verbrecherinnen, die im Zustand der Schwangerschaft in Untersuchungshaft genommen werden durften.

„Meine Frau ist keine Mörderin", wehrte ich mich.

Da ging Püchner richtig los.

„Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie hier eine besondere Behandlung genießen, nur weil Sie Doktor sind. Ihre feindlich-negativen Handlungen haben unserem Staat mehr geschadet als manche im Affekt vollzogene Kurzschlußhandlung eines Kriminellen."

Es hatte keinen Sinn. Bei Püchner gab es weder Würde noch Scham, nur grenzenlose Verachtung.

Mit der Drohung, meine schwangere Frau einzusperren, erpreßten sie mich monatelang. Tatsächlich wurde Marion noch einige Male vernommen, selbst im hochschwangeren Zustand versuchten sie es. Die Sprechtermine waren schikanös. Alles, was wir zukünftigen Eltern zu besprechen hatten, geschah in engster Gegenwart des Leutnant Püchner.

Körperlich wurde ich während der Untersuchungshaft nicht gefoltert. Aber sie schlugen mit seelischen Folterungen hemmungslos auf mich ein. Püchner drangsalierte mich immer wieder mit dem Hinweis auf jahrelanges Gefängnis. Er nannte die verheerenden Folgen für meine akademische Entwicklung. Besonders gern drohte er mit der Aberkennung des Doktorgrades. Zum Glück hatte ich mich am ersten Tag der Untersuchungshaft entschieden, auf persönliche Freiheit und Karriere keine Rücksicht zu nehmen. Als Püchner nach wenigen Wochen sah, daß er mit solchen Drohungen nichts erreichte, verlegte er sich ausschließlich auf die Drohung, meine schwangere Frau verhaften zu lassen.

„Wenn wir nur so an die Wahrheit kommen, greifen wir auch zu diesem Mittel."

Die Häufigkeit der Vernehmungstermine flaute im Juni ab. In den

unzureichend belüfteten Zellen kam es im heißen Sommer 1971 zu Atemnot und Schweißausbrüchen. Die Wäsche klebte am Körper. Das Licht drang durch ein etwa einen Quadratmeter großes Rechteck aus Glasziegeln an der Außenseite der Zelle. Sehen konnte man nichts. Ein verschachtelter waagerechter Luftspalt war so in den Glasziegelblock eingelassen, daß man durch ihn weder nach draußen sehen noch mit der Hand langen konnte. Das Eingeschlossensein in den muffigen Zellen verlangte alle Selbstbeherrschung. Die Rauchschwaden des „Schwarzen Krauser" taten ein übriges. Die Nachtruhe war wegen der Hitze und des ewigen Ein- und Ausschaltens des Lichtes qualvoll. Die in der Anstaltsordnung vorgeschriebenen etwa zwanzig Minuten Freihof pro Tag wurden nicht regelmäßig eingehalten. Ein Klobecken mit Wasserspülung stand in der Zelle, dazu ein Waschbecken mit kaltem Wasser. Einen Spiegel gab es nicht. Beim Gang die Treppe hinunter zum Freihof lief man an einer Tür mit Glasscheiben vorbei. Trotz des ständigen Befehls: „Schnell, schnell!" erhaschte ich manchmal für eine halbe Sekunde mein Spiegelbild. Ernste Augen blickten zurück.

Ein Glück für die Inhaftierten waren die Glockenschläge der vierhundert Meter entfernten St.-Petri-Kirche. Während der schlaflosen Nächte zeigten sie die langsam verrinnende Zeit an. Der Braunkohlenkumpel und ich schätzten oft die Viertelstunden ab, die die Kirchturmuhr schlug. Einmal im August hatten wir uns offenbar gründlich verschätzt. Wir warteten sehnsüchtig auf den nächsten Schlag, der aber nicht kam. Bis es zur Gewißheit wurde, die Turmuhr war verstummt. Ich hörte sie nie wieder.

Dafür zerriß eines Tages kreischender Lärm die Stille der Zelle. Die Untersuchungshaftanstalt des Leipziger Staatssicherheitsdienstes wurde im Sommer 1971 aufgestockt. Zuerst trug man das alte Dach ab. An der Außenwand, direkt neben unserem Glasziegelfenster, war ein dickes Blechrohr angebracht worden. Der Bauschutt wurde oben ins Rohr gekippt und donnerte mit ohrenbetäubendem Krach nach unten. Manchmal liefen wir auf dem Weg zum Freihof an den Bauarbeitern vorbei. Die durften uns offenbar nicht ins Gesicht schauen, sprechen war sowieso tabu. In unbeobachteten Momenten blickten uns manche mit fragenden Augen an.

Im September begann die Einzelhaft. Für den Abschied von dem

Braunkohlenkumpel blieb keine Zeit. Ich mußte innerhalb einer Minute meine Sachen packen und kam in einen anderen „Verwahrraum", wie die Zellen genannt wurden. Natürlich wurden nie zwei Inhaftierte zusammengeschlossen, deren Fälle etwas miteinander zu tun hatten. Mit meinem Zellengenossen hatte ich oft darüber gesprochen, wie der Belegungsplan in der Haftanstalt auszutüfteln war. Groß war mein Entsetzen, als ich nach der Haft durch Zufall erfuhr, daß der Braunkohlenkumpel unmittelbar vor meiner Verhaftung mehrere Wochen mit meinem Bekannten Karl-Heinz Niendorf zusammengeschlossen war. Der Mann kannte bereits meinen Fall, bevor er zu mir in die Zelle geschlossen wurde. Daß er dies während der fünfmonatigen Zellengenossenschaft verheimlicht hat, deutet auf Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst hin. Vermutlich hat er sowohl Karl-Heinz Niendorf als auch mich gezielt ausgehorcht. Gleich am ersten Tag hatte er begonnen, mich davon zu überzeugen, daß sie hier alles herausbekommen würden. Abstreiten hätte überhaupt keinen Sinn.

„Hier mußt du die Hosen runterlassen", war sein Motto.

Er war Seemann gewesen und in der Welt herumgekommen. In seine bunten Erzählungen flocht er mitunter grausame Berichte ein über Verfolgungen unliebsamer Personen durch den Staatssicherheitsdienst.

Die schroffe Aufforderung des Wachtmeisters am Sonntag, dem 2. Mai, von der Wand zu rücken, wenige Minuten nachdem „Dietrich Koch" an die Wand geklopft worden war, mutet in diesem Zusammenhang merkwürdig an. Hatte der Braunkohlenkumpel nach draußen signalisiert, daß ich Dietrich Kochs Klopfen gehört hatte? Wer weiß, mit welchen Drohungen sie möglicherweise den spionageverdächtigen Zellengenossen zur Mitarbeit gepreßt haben.

Was die Bespitzelung in der Haftanstalt betraf, machte ich noch eine andere Entdeckung. Irgendwann im Sommer oder Herbst 1971 durfte ich den Anwalt sprechen. Es gab dafür einen Raum im Untergeschoß, in der Nähe des Tores zum Hof Richtung Beethovenstraße. Der Läufer brachte mich zur Tür des Raumes, öffnete und schloß sie gleich wieder. Drinnen saß unerwarteterweise noch ein Häftling, jemand hatte fälschlich den Raum freigegeben.

„Stellen Sie sich dort in die Ecke!"

Der Läufer zeigte ein paar Meter weiter zum Ende des Korridors. Ich trat einige Schritte vor.

„Nicht so weit. Halt!" rief der Läufer erregt. „Gesicht zur Wand!"

Der Gang mündete in eine Tür, dahinter schloß sich ein kleiner Raum an, in dem zwei oder drei weibliche Angestellte an Schreibmaschinen arbeiteten. Eine der Schreiberinnen stürzte mit großen Schritten von der anderen Seite auf mich zu:

„Bleiben Sie hier stehen!"

Sie deutete auf eine bestimmte Stelle und ermahnte mich:

„Gesicht zur Wand!"

Ich war viel zu weit entfernt, etwa die Texte auf den Schreibtischchen einzusehen. Was sollte die Hektik? Um nicht sehen zu können, wer hinter mir aus dem Anwaltszimmer geführt wurde, mußte ich nun in den Türrahmen des Schreibzimmers auf die bestimmte Stelle treten, die Tür wurde hinter mir halb geschlossen. Die Schreiberin ging zum Läufer, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Da gewahrte ich eine zweite Tür, die links in einen weiteren Raum führte, der zwischen Anwalts- und Schreibzimmer lag. Sie stand einen Spalt offen. Mit leicht vorgebeugtem Oberkörper konnte ich in den Raum hineinschauen. Er war fensterlos und dadurch dunkel, jedoch hell genug, daß ich ein Tonbandgerät mit der erhellten Anzeige für die Lautstärkeregelung und einige Tonbänder wahrnehmen konnte. Zwei Männer hantierten darin herum. Offensichtlich belauschten sie die Diskussionen im Nebenzimmer. Beim anschließenden Gespräch mit meinem Rechtsanwalt betrachtete ich die Wand, die das dunkle Gelaß begrenzte. Ein großes Bild hing dort, eine Kommode stand davor.

Etwa einmal im Vierteljahr besuchte mich der Leipziger Anwalt, der in Untervollmacht für seinen Berliner Kollegen Dr. Vogel die Verteidigung übernommen hatte. Wie beim Sprechtermin mit Marion unterhielt man sich über das persönliche Wohlergehen, mit dem einen Unterschied, daß kein Leutnant Püchner daneben saß. Mit dem Rechtsanwalt durfte ich vor dem Verfassen der Anklageschrift über keinen einzigen Punkt der Beschuldigungen sprechen. Die Strafprozeßordnung legte im Paragraphen 64 die Rechte des Verteidigers fest:

„Der Verteidiger ist nach Abschluß der Ermittlungen vor Erhebung der Anklage berechtigt, Einsicht in die Strafakten zu nehmen. Schon vor diesem Zeitpunkt ist ihm die Einsicht in die Strafakten zu

gestatten, wenn dies ohne Gefährdung der Untersuchung geschehen kann."

In meinem Fall wäre die Untersuchung zu keiner Zeit gefährdet gewesen, wenn der Anwalt von Beginn an Einsicht in die Akten genommen hätte. Das Verbot, mit dem Anwalt über Angelegenheiten der Ermittlungen zu reden, war Rechtsbeugung. Der Staatssicherheitsdienst hatte den Rechtsanwalt so stark eingeschüchtert, daß dieser bei den wenigen Kontakten mit mir vor Angst zitterte. Wahrscheinlich wußte er, daß wir abgehört wurden. Zu Beginn seines ersten Besuches hat er mich halb flüsternd, halb pantomimisch gefragt, ob mein Fall etwas mit Niendorfs zu tun hätte. Dabei zeigte er furchtsam auf die vier Wände wie auf vier Ohren. Mein Kopfnicken war für uns beide niederschmetternd. Für den Rechtsanwalt, weil er das aus irgendeinem Grund vermutet, vielleicht besser: befürchtet hatte. Er drehte die Augen verzweifelt zur Zimmerdecke und hätte den Fall wohl am liebsten hingeworfen. Für mich war es niederschmetternd, weil mir damit klar wurde, daß mein von Rechtsanwalt Vogel zugeordneter Rechtsbeistand nicht einmal die mir vorgeworfenen Beschuldigungen kannte. Die drei oder vier Kurzgespräche mit dem Anwalt vor dem Prozeß gerieten zur Groteske. Statt über Bedrohungen und Erpressungen bei den Verhören und über meine so wichtige Verteidigung zu verhandeln, redeten wir vom jüngsten Schnupfen und vom Wetter.

Im Sommer oder Herbst 1971 wurden die Vernehmer befördert. Dietmar Püchner bekam den dritten Stern und ließ sich „Herr Oberleutnant" nennen. Hermann Henke wurde Hauptmann.

Henke war vermutlich Vorgesetzter von Püchner, schien sich aber mit diesem nicht gut zu verstehen. Ich hatte den Eindruck, daß er das brutale Vorgehen Püchners nicht billigte. Als mich einmal beide verhörten, antwortete ich leise dem neben mir stehenden Hauptmann Henke. Da schnellte Püchner hinter seinem Schreibtisch hervor um mitzuhören.

Henke trat ab Herbst öfters in Erscheinung. Die Vernehmungen waren nicht gerade einfach, aber Henke schäumte nicht über, wenn ich auf meiner Antwort beharrte. Ich wußte nicht, was die doppelte Vernehmungsstrategie zu bedeuten hatte. Als ich Hauptmann Henke offen auf die falschen Protokolle des Oberleutnant Püchner ansprach,

legte er die Stirn in Falten, sagte dazu aber kein Wort. Er nahm Oberleutnant Püchner nicht in Schutz. Einige Monate später würde ich in seiner Gegenwart sogar ein streng gehütetes Geheimnis lüften. So setzte ich eine kleine Hoffnung auf diesen Hauptmann.

Eine Einteilung in mehr und weniger gefährliche Vernehmer war ein riskantes Spiel. Wo war die Grenze zwischen weniger Mißtrauen und Vertrauen? Nach etwa einem halben Jahr unterließ es Hauptmann Henke, meinen Freundeskreis als feindselig und verbrecherisch zu bezeichnen. Ebenso sprach er nun nüchtern über die Leipziger Wissenschaftler und Künstler. Selbst die Evangelische Studentengemeinde beurteilte er sachlicher. Das alles gehörte zu einem raffinierten Plan, den ich erst später durchschauen sollte.

An einem Samstagmorgen im August 1971 wurde ich vom Läufer geholt. Er eskortierte mich in das unterste Geschoß der Haftanstalt und schloß eine eigenartige Zelle auf. Sie war so groß wie die anderen, aber durch ein Gittertor war sie nochmals unterteilt, hier konnten Häftlinge also doppelt eingeschlossen werden. Glücklicherweise ließ der Läufer das innere Gittertor offen. Ich wartete. Nach etwa einer Viertelstunde erschien ein Offizier. Sein Herumfingern an einer Zigarette verriet Nervosität.

„Kennen Sie Herrn Merten?"

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich kannte keinen Herrn Merten und verneinte. Der Offizier wiederholte seine Frage, ich meine Antwort.

„Er ist ein Bekannter von Dr. Klaus Knödel", informierte mich der Offizier.

„Ich kenne keinen Herrn Merten", antwortete ich zum dritten Mal. Der Läufer brachte mich zurück in die Zelle. Was war mit Klaus Knödel los? Eine dumpfe Ahnung bewahrheitete sich in der darauffolgenden Woche.

Hauptmann Henke eröffnete mir, daß Klaus Knödel verhaftet worden sei und im Potsdamer Untersuchungsgefängnis des Staatssicherheitsdienstes einsäße. Seine Frau Elisabeth sei frei, das war wichtig, da die Knödels eine kleine Tochter hatten.

„Herr Knödel wollte die DDR illegal verlassen", unterrichtete mich der Hauptmann.

„Wer wird denn noch alles verhaftet werden?" fragte ich erregt. „Nimmt das kein Ende? Wollen Sie alle einsperren?"

Der Hauptmann nahm mir den Ausbruch nicht übel. Er garantierte mir, sonst sei niemand aus meinem Bekanntenkreis verhaftet worden. Man habe das auch nicht vor. Ich konnte es ihm nur glauben, es erwies sich jedoch später als wahr.

Im August und September 1971 verschwand Vernehmer Püchner für mehrere Wochen. Es war Urlaubszeit. Ein anderer Leutnant verhörte mich. Er ging die alten Fragen noch einmal durch. Es gab keine Erpressungsversuche. Die Atmosphäre war entspannt. Die einigermaßen objektiven Protokolle standen in keinem Vergleich zu Püchners Lügentexten. Manchmal fragte mich der Leutnant, ob ich es bei der Hitze in der Zelle aushalten würde. In meinen Akten ist der Name dieses Vernehmers mit Leutnant Donat angegeben.

Im Herbst tauchte Püchner wieder auf. Der Schock war groß. Und es kam gleich ganz dick. Püchner informierte mich, daß der frühere Anklagepunkt staatsfeindlicher Menschenhandel um die Paragraphen staatsfeindliche Hetze und staatsfeindliche Gruppenbildung erweitert worden sei. Nicht nur das. Die Gruppenbildung war unterteilt in Mitgliedschaft und Leitungsfunktionen. Da meine Vernehmer ihre Beförderungen hinter sich hatten, wollten sie mich nicht leer ausgehen lassen und beförderten mich nachträglich zum Leiter einer staatsfeindlichen Gruppe.

Der Paragraph 107 des Strafgesetzbuches war weniger verhangen formuliert als der Paragraph vom Menschenhandel:

„Staatsfeindliche Gruppenbildung

1. Wer einer Gruppe oder Organisation angehört, die sich eine staatsfeindliche Tätigkeit zum Ziele setzt, wird mit Freiheitsstrafe von zwei bis zu acht Jahren bestraft.
2. Wer eine staatsfeindliche Gruppe oder Organisation bildet oder deren Tätigkeit organisiert, wird mit Freiheitsstrafe von drei bis zu zwölf Jahren bestraft.
3. Der Versuch ist strafbar."

Die Gesprächsabende im Freundeskreis, die wir vor allem durch die Initiative meines Kommilitonen Stefan Welzk seit 1963 in unregelmäßiger Folge abhielten, wurden als staatsfeindliche Tätigkeit gewertet. Teilnehmer waren Physikstudenten aus unserem Studienjahr und einige nahe Freunde und Bekannte, überwiegend Naturwissenschaftler. Diese Abende waren nicht geheim, allerdings sprachen wir

nicht viel darüber. Die Gesprächsthemen kamen zu etwa gleichen Teilen aus Naturwissenschaft, Literatur und Politik. Zuverlässige Wissenschaftler verschiedener Fakultäten wurden zu Vorträgen eingeladen, an die sich eine offene Diskussion anschloß. Am Ende rückte meistens die Politik in den Mittelpunkt. Wertvoll für uns waren Professor Eisenreich von der Mathematischen Fakultät und der katholische Kaplan Muschik, die fesselnde Vorträge über Erkenntnistheorie, Moral und Religion hielten. Oft trafen wir uns in Stefans Wohnung in der Coppistraße, mitunter bei Kaplan Muschik oder in einer unserer Studentenbuden. Stefan Welzk war 1968 in die Bundesrepublik geflohen. Das Fortbestehen dieses Gesprächskreises lasteten die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes hauptsächlich mir an. Sie begründeten es damit, daß ich zu einigen Abenden in unsere Wohnung eingeladen hatte, vor allem aber, daß ich die Verbindung zu Professor Morenz hergestellt hatte.

Der Text des Paragraphen 106, der die staatsfeindliche Hetze beschrieb, ist nur zu verstehen, wenn man ihn vor sich liegen und hinreichend Zeit hat, ihn wörtlich durchzuarbeiten. Gräßliche Tätigkeiten tummelten sich in diesem Paragraphen: schädigen, aufwiegeln, diskriminieren, androhen, Widerstand leisten, Faschismus verherrlichen, Kampf gegen die Deutsche Demokratische Republik führen und Verbrechen planmäßig durchführen.

Nun wußte ich, was ich dem Staatssicherheitsdienst wert war. Drei Jahre war das Mindeststrafmaß für die Leitung einer staatsfeindlichen Gruppe, das hieß also insgesamt mehr als drei Jahre auf einer nach oben offenen Zeitskala. Ich konnte mich darauf einstellen, mein Kind erst dann zu sehen, wenn es längst würde laufen können.

Ich bat Oberleutnant Püchner, diejenigen Paragraphen der Verfassung einsehen zu können, die die Grundrechte der Meinungs- und Versammlungsfreiheit betreffen. Nach meinem Rechtsverständnis bewegten sich unsere Gesprächsabende im Rahmen dieser Verfassungsrechte. Daraufhin las mir der Oberleutnant diese Paragraphen vor und fügte gleich einschränkende Vorschriften an, die im Falle besonderer Gefährdung des Staates bestimmte Grundrechte der Verfassung außer Kraft setzen könnten. Lesen oder gar studieren durfte ich weder die Verfassung noch die mysteriösen einschränkenden Vorschriften. Püchner blockierte alle meine Einwände gegen die

neuen Beschuldigungen. Wenn ich etwas zu meiner Verteidigung vorbrachte und um Aufnahme ins Protokoll bat, lautete seine zynische Antwort:

„Das Protokoll schreibe ich. Sie können Ihre Einlassungen später dem Richter vortragen."

Mit meinem Rechtsanwalt durfte ich über die nun noch gefährlichere Lage nicht sprechen.

Oberleutnant Püchner war in seinem Element. Er hatte einen saftigen Anklagevorschlag zurechtgeschmiedet, dafür wurde er befördert, dafür durfte er sich Orden an die Schlangenbrust heften. Durch das rücksichtslose Verhindern einer sachlichen Untersuchung hat Püchner offenbart, daß er sich seines illegalen Vorgehens bewußt war. Zur Befriedigung seiner Profilneurose und Karrieresucht brauchte er die „Entlarvung" möglichst gefährlicher Staatsfeinde. Da es solche kaum gab, nahm er, was ihm an Opfern in die Hände fiel, und stempelte sie hemmungslos zu staatsfeindlichen Verbrechern.

Bei einem der Verhöre im Herbst befaßte sich Oberleutnant Püchner mit meiner Schulzeit und folgerte:

„Ihre gesellschaftliche Entwicklung war vorauszusehen. Wir wissen, daß Sie schon seit Ihrer Schulzeit eine staatsfeindliche Einstellung haben."

Er zog ein Schriftstück aus einem Schreibtischfach hervor.

„Ich werde Ihnen jetzt die gesellschaftliche Beurteilung des Direktors Ihrer Oberschule vorlesen."

In die Beurteilung für die Kaderakte hatte dieser Direktor geschrieben, ich hätte eine staatsfeindliche Einstellung, was in der DDR ungewöhnlich und für die Betreffenden gefährlich war. Das war aber nicht alles. Oberleutnant Püchner las weiter, ich verstünde, diese feindliche Einstellung so zu tarnen, daß mir das keiner anmerkt. Ich hatte während der zwölf Jahre zwischen Abitur und Verhaftung keine Ahnung von dieser unglaublichen Beurteilung.

Püchner musterte mich triumphierend. Er saß da wie eine Giftnatter, die eben ein Kaninchen erlegt hatte. Auf dieser Beurteilung baue ich meinen Anklagevorschlag auf, und damit mache ich Sie fertig, signalisierten seine kalten Augen.

Die Beurteilung war der Schlüssel für das Verständnis vieler Rätsel der vergangenen zwölf Jahre.

Klassenkampf im Kartoffelkorb

Nach dem Verlassen der Oberschule begannen für mich die politischen Scharmützel. Zwei Jahre diente ich bei der Nationalen Volksarmee. Mir fiel auf, daß mich Kompaniechefs und Politoffiziere oft des aufwieglerischen Verhaltens verdächtigten, obwohl kein Anlaß dazu bestand. Ich nahm das jedoch nicht weiter ernst.

Während des Physikstudiums an der Leipziger Universität spürte ich dann deutlicher, daß gewisse Leute Informationen über mich haben mußten, die sie zu besonders krassen Maßnahmen gegen mich veranlaßten. Ich brauchte gar nicht viel zu tun und wurde schon zur Zielscheibe „im Klassenkampf".

Während unseres zweiten Studienjahres wurde eine neue Leitung der Freien Deutschen Jugend, FDJ, für dieses Studienjahr gewählt. Dem Statut gemäß fragte der Wahlleiter während der Wahlversammlung nach Vorschlägen. Ich schlug einen nach meiner Meinung geeigneten Kommilitonen vor. Der Vorschlag wurde als Mißachtung des Jugendverbandes charakterisiert, denn die alte Leitung hatte schon eine komplette neue Leitung vorgeschlagen. Als mein Kandidat dann die meisten Stimmen erhielt, war von gefährlichen Machenschaften des Klassengegners die Rede. Ich wurde zu einer Aussprache diktiert, hohe Parteifunktionäre der Universität wollten mich eine Stunde lang in die Enge treiben. Am Ende ging es aber glimpflich aus.

Unter den Physikern unseres Studienjahres lebten oft heftige politische Diskussionen auf, und am Ende unseres dritten Studienjahres schlug die „Leipziger Universitätszeitung" zu.

„Physiker im Vakuum?" fragte ein anonymer Verfasser in der Ausgabe vom 27. Juni 1963.

„Die Jugend unserer Republik hat wirklich allen Grund, optimistischer in die Zukunft zu blicken als je eine Generation vor ihr", behauptete der Schreiber und knöpfte sich Wolf-Dietrich Fromm aus unserer Seminargruppe vor, der einmal etwas gegen die vom Jugendverband geforderte optimistische Grundhaltung eingewendet hatte. Es war 1963, die Grenzen waren endgültig dicht. Man machte sich mit

dem Gedanken vertraut, nie nach Italien oder England oder auch nur München reisen zu können. Ich hatte mir vom Seismologischen Institut in Uppsala die Aufzeichnungen zu den Atombombentests 1961 und 1962 schicken lassen. Wir waren bestürzt über die Ausmaße der sowjetischen Atomwaffenexperimente. Das Uranerz für diese Tests wurde hauptsächlich im Wismut-Sperrgebiet des Erzgebirges gefördert, in dem ich aufgewachsen war.

Mein Kommilitone Wolf-Dietrich Fromm sah keinen Anlaß zu übertriebenem Optimismus und gab das offen zu. „Wolf-Dietrich", so urteilte der geheime Artikelschreiber, „hat einfach noch nicht die objektiven Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung begriffen."

„Kann zum Beispiel der Physikstudent Günter Fritzsch mit ganzem Herzen beim umfassenden Aufbau des Sozialismus mithelfen", fuhr der Verfasser fort, „wenn er glaubt, daß Kommunismus Uniformierung des geistigen Lebens bedeutet. Wir wissen nicht genau, woher dieser Student seine Weisheiten bezieht, aber es ist zur Genüge bekannt, wo und von wem sie ausgebreitet werden... Treten nicht in Deutschland immer jene Kräfte für die Entpolitisierung der Jugend auf, die sie blind machen wollen, um sie für ihre verbrecherischen imperialistischen Raubkriege zu mißbrauchen? Diese Kräfte sind es auch, die heute in Westdeutschland das Geschrei anstimmen über die Uniformierung der Jugend unserer Republik durch die FDJ. Sie fürchten die Einheit und Geschlossenheit in den Auffassungen über die Grundfragen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland, die durch unseren Verband gefestigt wird. Sie haben die politische Klarheit der Jugend als eine Hauptwaffe im Kampf gegen Imperialismus und Krieg erkannt. Was der Student Fritzsch äußerte, ist doch letzten Endes nichts anderes als die Kolportage dieser Argumente – eine gedankenlose – wir wollen es annehmen."

Wegen des Artikels wurde eine Versammlung des Jugendverbands veranstaltet. Immer wieder wurde gefragt, wer das Pamphlet verfaßt hat. Die Funktionäre waren zu feige, darauf zu antworten.

Im Sommer 1963 wollte ich in die Tschechoslowakei reisen, um über die böhmischen Berge zu wandern, die ich seit meiner Kindheit vom sächsischen Erzgebirge aus gesehen hatte. Der Papierkrieg um das Visum begann damit, daß ich eine Beurteilung durch den Jugend-

verband im Prorektorat der Universität abgeben mußte. Auf die Zusage vom Prorektorat mußte ich lange warten, beinahe wäre die Reise ins Wasser gefallen. Nach der Wende 1989 sah ich in meinen Unterlagen, was geschehen war. Funktionäre des Jugendverbandes hatten behauptet, die entsprechende Beurteilung sei statt vom Gruppensekretär von mir selbst verfaßt und unter Vorspiegelung falscher Tatsachen eingereicht worden. Prorektor Möhle, ein rücksichtsloser Parteifunktionär der Leipziger Universität, verdächtigte mich der Urkundenfälschung und schickte die Beurteilung an das Gerichtsmedizinische Institut der Universität zum Schriftenvergleich. Das Ergebnis bestätigte den korrekten Verlauf: Die Beurteilung war ordnungsgemäß vom Gruppensekretär verfaßt worden, ein Eingriff meinerseits wurde ausgeschlossen. Das Kennenlernen dieser und anderer Akten war für mich erschütternd. Eigene Kommilitonen haben durch ein Netz von Verdächtigungen und Verleumdungen den Ruf von Andersdenkenden systematisch untergraben.

Bedrohlich entwickelte sich die Lage für mich während eines Ernteeinsatzes 1964. Seit dem zehnten Schuljahr verbrachte ich die Herbstzeit regelmäßig auf irgendwelchen Kartoffeläckern in Mecklenburg oder Brandenburg, insgesamt habe ich elf Monate meiner Ausbildung in der Landwirtschaft zugebracht. Diese Einsätze waren mitunter recht abwechslungsreiche Unterbrechungen des Studiums. Im Oktober 1964 regnete es während der ersten Woche unseres Ernteeinsatzes in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, kurz LPG, von Gölsdorf, östlich von Berlin. Wir hatten bei strömendem Regen meist unter einem Hänger gehockt und erst wenige Kartoffeln geerntet. Am Samstagnachmittag traute sich die Sonne hervor, und für den Sonntag versprachen Wetterbericht und alte Bäuerinnen blauen Himmel. Der Einsatzleiter, ein Parteimitglied aus der Physikergruppe, bemühte sich, die Studenten für den folgenden, eigentlich arbeitsfreien Sonntag zum Einsatz auf dem Acker zu bewegen. Fast alle sprachen sich dagegen aus. Ich bekundete mit wenigen anderen meine Zustimmung zur Sonntagsarbeit.

Die Sonne strahlte tags darauf tatsächlich wie im Hochsommer. Mit meinem Freund Eckart Winkler und zwei Parteigenossen trat ich zur Arbeit an. Der Vorsitzende der LPG murrte über die faulen Herren Studenten, die noch schliefen. Wir stellten aber bald fest, daß auch die

Kollegen Bauern den schönen Sonntag zu Hause verbrachten. Der Vorsitzende der LPG drückte jedem von uns eine Mistgabel in die Hand, mit der häufelten wir Stalldung auf einem nahegelegenen Feld. Nach einer Stunde stiefelte der Vorsitzende wieder heran und winkte ab.

„Geht nach Hause! Morgen fangen wir richtig an."

Gegen Mittag tauchten drei Funktionäre der Universität in unserem Quartier auf. Sie fackelten nicht lange. Mein Kommilitone Stefan Welzk und ich wurden als Rädelsführer der Arbeitsverweigerung entlarvt. Die Genossen von der Einsatzleitung hatten keine Ahnung, daß ich schon auf dem Feld gewesen war.

„Wir von der Einsatzleitung in Fürstenwalde sind über die Vorgänge hier informiert. Die sozialistische Moral soll untergraben werden. Wir wissen auch, wer dahintersteckt. Sie beide finden sich am Montag zwölf Uhr bei der Einsatzleitung ein."

Sie zeigten auf Stefan und mich.

„Günter war auf dem Feld, der hat keine Arbeit verweigert."

Eckart Winkler brachte den Mut auf, sich für mich einzusetzen. Das ignorierten die Genossen von der Einsatzleitung.

„Sie haben nicht begriffen, worum es hier geht", wurde ich direkt angesprochen, „Ihr Studium ist beendet. Sie werden exmatrikuliert. Für Ihr Verhalten werden Sie zur Rechenschaft gezogen."

Das saß. Die meisten Mitstudenten zogen sich zurück. Wir beiden neuernannten Rädelsführer standen trotz schönsten Sonntagswetters im Regen. Jedem, der jetzt noch etwas zu sagen wagte, drohte das gleiche Schicksal.

Stefan Welzk und ich machten uns am anderen Tag auf den Weg nach Fürstenwalde zur Einsatzleitung. Angesichts der herbstlich besonnten märkischen Äcker beschwor Stefan das drohende Schicksal, indem er die von dieser Landschaft geprägten Gedichte Peter Huchels aufsagte. Er kannte diesen unbeugsamen Dichter persönlich sehr gut und dessen Gedichte zu einem großen Teil auswendig. Stefan war fasziniert von der Musik Igor Strawinskis. Während der Fahrt erzählte er ganze Historien über die Entstehung von „Petruschka" und „Frühlingsopfer". So verging die Fahrt wie im Flug.

In Fürstenwalde kam alles anders. Man genehmigte uns großzügig „eine allerletzte Chance der Bewährung" und schickte uns auf ein

Dorf, wo etwa vierzig Pharmaziestudentinnen zum Einsatz eingeteilt worden waren.

Am ersten Morgen auf fremden Acker rutschten Stefan und ich fröstelnd unsere Furche entlang und füllten Korb um Korb mit Kartoffeln. Wir waren überrascht, wie langsam die Pharmazeutinnen links und rechts von uns vorankamen. Die Arbeitsmoral war schlechter als bei den Physikern. Der heiße Altweibersommer 1964 brachte alle gehörig ins Schwitzen. Am Mittag stand sengende Glut über dem staubigen Acker. Die Studentinnen ertrugen die Hitze nur im Bikini. Oft hockten zwei oder drei dieser anmutigen Wesen auf unserer Reihe und halfen uns ungebeten beim Aufsammeln der Kartoffeln.

„Ihr dürft im sozialistischen Wettbewerb kein Risiko eingehen", sorgten sie sich liebevoll um uns.

Stefan und mir kam es vor, als wären wir nicht in einem Straflager, sondern in einem Honigglas gelandet. Keine zehn Ackergäule hätten uns zurück zu den tristen Physikern nach Gölsdorf gebracht.

Wir staunten, wie die Pharmazeutinnen den Wettbewerb beherrschten. Für jeden gesammelten Korb teilte der Kutscher eines Pferdegespanns eine Kontrollmarke aus. Also mußte man zu Marken kommen. Da wurden halbleere, manchmal sogar ganz leere Körbe mit geschickten Täuschungsmanövern abgeliefert. Manche polsterten ihre Körbe mit Kartoffelkraut auf. Andere schleppten einen nicht ganz ausgekippten Korb in ihre Furche zurück und brauchten ihn dann nur noch halb zu füllen. Es schien beinahe möglich, den ganzen Tag halbvolle Körbe über den Acker zu schleifen und, ohne wirklich eine Kartoffel abgeliefert zu haben, am Abend einen großen Erfolg im sozialistischen Wettbewerb zu vermelden. Auf diesem staubigen Acker spielten sich Politik und Wirtschaft der DDR wie in einem großen Sandkasten ab.

Wichtig für Stefan und mich war die Pharmaziestudentin Monika Kramer, die ich von der Studentengemeinde her kannte. Durch sie hatte die Apothekergruppe großes Vertrauen zu uns Strafversetzten entwickelt. Mit Monika konnte man sich stundenlang über Literatur und Musik unterhalten. Von Peter Huchel und Igor Strawinski hatte sie noch nicht viel gehört. Stefan hatte ein dankbares Opfer gefunden.

Von Exmatrikulation war keine Rede mehr. Wieso, erfuhren wir

nicht. Dafür klügelten später parteiergebene Mitstudenten einen Plan aus, um Stefan Welzk und mich endgültig auszuschalten.

Den Genossen war es ein Dorn im Auge, daß sowohl Stefan als auch mir eine Doktorandenstelle am Theoretisch-Physikalischen Institut bewilligt werden würde. Die Professoren Heber und Weller hatten das beantragt, und somit bestand die „Gefahr", daß wir eine Laufbahn an der Universität einschlagen könnten. Zu allem Überfluß sollten Stefan Welzk und ich unsere Doktorandenstelle mit einem Aufenthalt von einem Jahr in Moskau beginnen. Dabei hatten unsere Arbeiten überhaupt nichts miteinander zu tun. Wir mußten einen Stapel Papiere ausfüllen mit Arbeitsplanungen, mit einer Liste der Westverwandten und natürlich mit einer Beurteilung vom Jugendverband. Diese Beurteilung verfaßte Thomas Görnitz. Er war Sekretär der theoretischen Physiker des fünften Studienjahres im Jugendverband, ein parteiloser und vertrauenswürdiger Freund. Thomas hatte in meine Beurteilung eine kurze fachliche Bewertung geschrieben und die geleisteten Arbeitseinsätze wie üblich aufgelistet. Dann fügte er hinzu: „F. vertritt offen und ehrlich seine Meinung, wie sie sich durch persönliche Erfahrung gefestigt hat. Er ist aufgeschlossen für alle guten Argumente und hat stets positiv auf das geistige Klima der Gruppe gewirkt."

Im Vergleich zu den damals üblichen, dick aufgetragenen Beurteilungen und angesichts des Vorhabens, einen Aufenthalt in Moskau genehmigt zu bekommen, war das vergleichsweise fade ausgedrückt. Ähnlich stand es in Stefans Beurteilung. Unter Führung eines unserer Kommilitonen verklagte uns die Studienjahresleitung des Jugendverbandes wegen angeblich eigenmächtigen Verfassens verfälschter Beurteilungen. Die Formulierung „stets positiv" gefiel den Funktionären nicht. Thomas Görnitz wurde als Verfasser mit beschuldigt, weil er sich angeblich die Beurteilungen habe vorschreiben lassen. Es war zwar gang und gäbe, daß Studenten ihrem Jugendsekretär zur Arbeitserleichterung die Beurteilungen vorformulierten, aber es stimmte in meinem Fall eben nicht. Ohne weitere Überprüfung bestrafte uns die Leitung des Jugendverbandes vom fünften Studienjahr im Januar 1966 mit Tadeln und Rügen. Ein Parteigenosse sprach allerdings anschließend von einem „würdelosen Verfahren".

Die Genossen, die sich eine gute Stellung an einer Universität

sichern wollten, schrieben die Beurteilungen neu. Bei mir hieß es dann, daß ich nicht immer zur Förderung der Bewußtseinsbildung beigetragen hätte. „Aus diesem Grunde konnte er die Hauptaufgabe, die politische Erziehung der Jugendlichen, nur ungenügend erfüllen."

Die Leitung des Jugendverbandes am Physikalischen Institut, also Kommilitonen, mit denen man täglich im Hörsaal saß, hatten Prorektor Möhle Mitteilung von diesem Verfahren erstattet. Der beantragte beim Rektor der Universität sofort ein Disziplinarverfahren. Die Disziplinarordnung schrieb vor, daß der Prorektor mit den Beklagten zunächst ein Gespräch zu führen habe. Über diese Vorschrift setzte sich Möhle hinweg.

Mitten in den Prüfungen für das Staatsexamen wurden wir in die Justizabteilung der Leipziger Universität vorgeladen. Die Juristen der Universität machten einen korrekten Eindruck. Sie nahmen die Disziplinarverordnung ernster als Prorektor Möhle und stellten die Verfahren gegen Thomas Görnitz und mich ein. Nur Stefan erhielt eine Verwarnung.

Das Ziel war erreicht: Stefan Welzk und ich durften die von unseren Professoren beantragten Doktorandenstellen am Theoretisch-Physikalischen Institut nicht antreten. Den Aufenthalt in Moskau konnten wir vergessen. Die beiden führenden Genossen dieser Verleumdung bekamen jeder eine der begehrten Assistentenstellen, einer in Leipzig, der andere in Berlin.

In der DDR waren einige Institutsdirektoren bekannt dafür, daß sie auch politisch mißliebige Personen einstellten. Zu diesen mutigen und wichtigen Wissenschaftlern gehörte Professor Walter Beier vom Institut für Biophysik in Leipzig. Er bot mir eine Doktorandenstelle an. Die Biophysik gehörte nicht zur Naturwissenschaftlichen Fakultät wie die Physik, sondern zur Medizin. Dort ging es liberaler zu als bei den Naturwissenschaften. Die für Personalfragen zuständige Kaderleitung der Medizin tolerierte auch politisch belastete Wissenschaftler.

Zur gleichen Zeit bekam ich sogar ein zweites Angebot, das mich etwas überraschte. Mein Diplomvater, Professor Weller, schickte mich mit guten Empfehlungen zu Professor Klaus Fuchs nach Rossendorf bei Dresden.

Klaus Fuchs hatte im Zweiten Weltkrieg am amerikanischen

Atombombenprojekt mitgearbeitet und danach die theoretische Abteilung des britischen Atomforschungszentrums geleitet. Wegen Weitergabe geheimer Unterlagen über Kernwaffen an die Sowjetunion hatte er zehn Jahre im englischen Gefängnis verbracht und wirkte seit 1959 am Zentralinstitut für Kernphysik in Rossendorf. Er war Mitglied der SED und später auch des Zentralkomitees. Klaus Fuchs kannte meine Kaderakte. Das war für ihn kein Hindernis, mir eine Stelle anzubieten. Ich habe ihm das hoch angerechnet, die Stelle später dennoch nicht angetreten.

Nach der Promotion am Leipziger Institut für Biophysik nahm ich eine Stellung am Physiologisch-chemischen Institut der Universität an, das auch zur Medizin gehörte. Der Direktor, Professor Eberhard Hofmann, war Parteimitglied. Auch er ließ sich durch meine schlechte Kaderakte nicht beeinflussen und unterstützte mich während der Zeit der politischen Verfolgung sogar ganz außergewöhnlich. Die Anstellung am Physiologisch-chemischen Institut dauerte nur acht Monate, dann kam die Verhaftung.

Zwölf Jahre hatte ich mit den Folgen der ungeheuerlichen Beurteilung eines Schuldirektors gelebt, ohne zu ahnen, welch explosives Papier in meinen Akten schlummerte.

Das Plakat

Hauptmann Hermann Henke vernahm mich mehrfach zu dem Protestplakat, das nach der Sprengung der Universitätskirche 1968 in Leipzig großes Aufsehen erregt hatte. Der Staatssicherheitsdienst hat zwei Jahre gebraucht, um die Spur der Täter zu finden. Die Angelegenheit war vor meiner Verhaftung fast vollständig aufgeklärt. Die Hauptakteure, mein ehemaliger Kommilitone Stefan Welzk und mein Vetter Harald Fritzsch, waren seit 1968 in der Bundesrepublik. Aus diesem Grund zehrten die Verhöre weniger an den Nerven als die Aushorcherei nach Freunden und Verwandten, die in der DDR lebten.

Seit 1960 planten Leipziger Parteifunktionäre den Abriß der Universitätskirche am Augustusplatz, damals Karl-Marx- Platz. Diese Kirche hieß St. Pauli oder einfach Paulinerkirche und war eines der kulturgeschichtlich wertvollsten Bauwerke in Leipzig. Sie war ein dreischiffiger spätgotischer Hallenbau und gehörte seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur Universität. Martin Luther hielt 1545 die Einweihungspredigt. Johann Sebastian Bach führte mehrere Chorwerke in dieser Kirche auf. Der Bombenangriff im Dezember 1943 ließ die stolze Kirche inmitten von Trümmern unversehrt.

Der erste Mann im Staat, Walter Ulbricht, soll bei einem Besuch seiner Heimatstadt gesagt haben: „Das Ding muß weg."

Der Erste Sekretär der Bezirksparteileitung Leipzig, Paul Fröhlich, übernahm es eilfertig, den Zerstörungsplan vor Ort durchzusetzen. Der Genosse Fröhlich war ein enger Freund Walter Ulbrichts. Manche Leipziger munkelten damals, er wollte gern Nachfolger des zwanzig Jahre älteren Ulbricht werden.

Mit Freunden aus der Studentengemeinde hatte ich die Kirche häufig besucht. Sonntags versammelten sich nach der katholischen Messe die Protestanten zum Gottesdienst, wo Professoren der Theologischen Fakultät predigten. Die beiden Konfessionen lebten hier einträchtig zusammen. Allein die Orgelmusik war einen Gottesdienstbesuch wert, wenn der Universitätsorganist Professor Robert Köbler spielte. Ein musikalischer Leckerbissen waren die Improvisa-

tionskonzerte, die Robert Köbler zusammen mit Johannes-Ernst Köhler aus Weimar aufführte. Es wurden abendliche Vorträge veranstaltet, die ein breites akademisches Publikum anzogen. Ungeschminkte politische Äußerungen von der Kanzel gehörten zur Tagesordnung. Die Universitätskirche hatte sich zu einem geistigen Zentrum mit relativ freier Meinungsäußerung entwickelt. Politische Zwangsmaßnahmen änderten daran nur wenig. Nach der Verhaftung von Studentenpfarrer Schmutzler 1957 durften seine Nachfolger nicht mehr in der Paulinerkirche predigen. Veranstaltungen im kleineren Kreis wurden toleriert. So wurde an Donnerstagabenden ein Nachtgebet, die Komplet, gehalten und an Samstagen eine Wochenschlußandacht. Als Vertrauensstudent der Studentengemeinde verwahrte ich zeitweise einen Schlüssel für die Kirche.

Nachdem die Partei unter Walter Ulbricht und Paul Fröhlich die Zerstörung der Kirche jahrelang mit stalinistischen Drohgebärden vorbereitet hatte, stimmten in angeheiztem Klima die Stadtverordneten im Mai 1968 der Kirchenzerstörung zu. Nur der Christdemokrat Pfarrer Rausch enthielt sich der Stimme. Alle anderen Abgeordneten, auch die der Blockparteien einschließlich CDU, hoben trotz des massiven Protestes ihrer Wähler die Hand zum Ja. Ich reichte eine Eingabe an den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht ein, in der Antwort wurde zynisch auf die „demokratische Entscheidung" in Leipzig verwiesen.

Die Genossen ließen sich auch nicht durch das schlaue Argument entwaffnen, daß das Zentrum des Weltkommunismus, der Moskauer Kreml mit dem Roten Platz, gleich mehrere Kirchen toleriere. Dieser Platz sei nie zerstört worden und brauche nicht neu aufgebaut zu werden.

Am Himmelfahrtstag, dem 23. Mai 1968, wurden die letzten Gottesdienste in dieser Kirche gehalten. Am Nachmittag sperrte man den Platz um die Kirche ab, Polizeiposten liefen Streife. In den folgenden Tagen fanden sich einige hundert Leute auf dem Karl-Marx-Platz vor der Universitätskirche zu stillen Demonstrationen zusammen. Blumen wurden über die Absperrzäune geworfen. Bei der Bildung von Menschenketten und bei Sitzblockaden griff die Polizei ein und nahm auffällige Demonstranten fest. Die meisten kamen am selben Tag wieder frei.

Eine Woche nach Himmelfahrt, am 30. Mai 1968, sank die Kirche in Schutt und Asche. Für die Kirchen beider Konfessionen war das eine starke Demütigung. Ein öffentlicher Proteste wäre angebracht gewesen, hätte aber die Kirchen unberechenbaren Gefahren ausgesetzt.

Stefan Welzk, der im Gegensatz zu mir nicht kirchlich gebunden war, wollte nach der Sprengung irgendeinen politischen Protest organisieren. Ich riet von lauten Aktionen ab. Die Zeit war kritisch. In der Tschechoslowakei blühte der Prager Frühling, in Frankreich tobte gewaltiger Streik, in der Bundesrepublik revoltierten die Studenten. Mein Vetter Harald Fritzsch überlegte ebenfalls, was man gegen die Sprengung unternehmen könnte. Harald studierte zwei Jahre nach mir Physik in Leipzig. Er war zwar Mitglied der evangelischen Kirche, arbeitete aber nicht in der Studentengemeinde mit. Beide, Harald und Stefan, tüftelten während dieser Zeit an einem Plan, trotz dichter Abschirmung die DDR zu verlassen. Sie waren gerade dabei, sich seelisch so stark für dieses Unternehmen aufzuladen, daß es für eine erfolgreiche Flucht reichen sollte.

Ich wies auf die Entwicklung in der Tschechoslowakei hin:

„Prag läßt auf neue Entwicklungen hoffen. Hier müssen wir sein, wenn die Entwicklung zu uns kommt, nicht im Westen."

Doch Harald und Stefan blieben bei ihrem Fluchtplan.

„Ich muß etwas Spektakuläres gegen die Kirchensprengung tun. Dann bliebe mir nur die Alternative Knast oder Flucht. Dann wäre ich gezwungen abzuhauen", bekannte Stefan. So wurde er zum Organisator des sensationellen Leipziger Protestes vom Juni 1968.

Zunächst jedoch leistete sich Stefan eine bizarre Antwort auf die Kirchenzerstörung. Einen Tag nach der Sprengung heftete er an die Pforte der Thomaskirche ein Papp-Plakat mit der Parole:

„Auch sprengen!"

Stefan lebte mitunter in der Vorstellung, andere Leute besäßen das gleiche Maß an Ironie wie er. Erstaunt nahm er zur Kenntnis, daß niemand von den wenigen, die davon erfuhren, seine Aktion bewunderte. Im Gegenteil, der Superintendent und die Pfarrer der Thomaskirche waren schockiert und befürchteten das Schlimmste. Der Staatssicherheitsdienst rieb sich vor Freude die Hände.

Die Sprengung war eine Gotteslästerung. Für die Sühne waren

eigentlich Kirchgänger zuständig. Über Gotteslästerer schrieb schon das Alte Testament. Belsazar hatte aus den goldenen und silbernen Gefäßen des Tempels in Jerusalem getrunken. Ihm widerfuhr das Wunder mit der Schreckensschrift an der Wand. Er starb noch in der gleichen Nacht. Eine Schrift, die jedem in die Augen springt, auch den Zerstörern, das wäre der richtige Protest. Das wäre gewaltlos und gefahrlos für die Kirche.

Erregt durch die erlittene Demütigung dachte ich unwillkürlich über Formen eines wirksamen Protests nach. Eine Schrift wie bei Belsazar? Vielleicht ein Plakat aufhängen. Aber wo? Protest braucht Versammlung. Kirchen kamen nicht in Frage. Wen wollte man dort ansprechen? Eine große Parteiveranstaltung wäre das richtige. Aber wie kam man da hinein? Der Bachwettbewerb, an dem Marion gerade teilnahm, sollte am 20. Juni mit einem Preisträgerkonzert in der Leipziger Kongreßhalle beendet werden. Wir hatten uns mit Mühe Stehplatz-Karten ergattert. Musikfreunde aus aller Welt und hochrangige Parteifunktionäre würden in die Kongreßhalle strömen. Fernsehen, Rundfunk und Presse wären da. Mitten in der Veranstaltung müßte ein Plakat erscheinen wie bei Belsazar, ein Menetekel für die Diktatoren. Das wäre der Moment!

Ich nahm die Idee zunächst nicht ernst. Wer solchen Widerstand leistete, lebte kreuzgefährlich, der mußte tatsächlich versuchen wegzukommen. Ich wollte hier bleiben. Gerade jetzt, wo aus Prag so gute Nachrichten kamen. Harald tauchte in der Mensa auf.

„Könnten wir nicht in einer Kirche einen Protest organisieren?" fragte er mit einer Unbedarftheit, als ginge es um einen Studentenstreich.

„In einer Kirche brauchst du niemanden von der Sinnlosigkeit einer Kirchensprengung zu überzeugen", wehrte ich ab.

„Als Vertrauensstudent warst du doch oft in der Universitätskirche. Du solltest mehr als ich an Sühne interessiert sein", ließ Harald nicht locker.

„Die Sühne kann man dem lieben Gott überlassen. Aber vielleicht habe ich eine Idee, die alle Randbedingungen erfüllt."

Harald fieberte: „Was meinst du?"

Ich umriß meine Idee mit dem Plakat beim Bachwettbewerb. Haralds Augen blitzten. Das war es! Er wollte gleich ins Detail gehen.

„Mach es, wenn du willst", dämpfte ich ihn. „Auf mich kannst du nicht zählen. Ich will nicht nach dem Westen. Ich werde in wenigen Wochen Marion heiraten und in Leipzig bleiben."

Harald versprach, mich aus den weiteren Aktionen herauszuhalten. Tags darauf tauchte Stefan auf. Harald war eben bei ihm gewesen. Stefan brodelte vor Tatendrang. Er war der einzig richtige Mann für dieses Unternehmen. Ich bat auch ihn, mich herauszuhalten.

„Ich weiß", erwiderte Stefan mit salbungsvoller Ironie, „dein Dasein soll in diesem Staat kein Ende nehmen ewiglich."

Dann wurde er sachlich: „Aber laß mich etwas genauer wissen, wie du dir das mit dem Plakat vorstellst."

„Harald weiß alles von mir."

„Soll man es über der Bühne aufhängen oder wo?"

„Vielleicht hängt einer von euch eher am Galgen als das Plakat in der Kongreßhalle, wenn ihr so unvorsichtig seid", stöhnte ich verzweifelt. „Du kannst es auch von der Empore baumeln lassen, am besten vorn, gleich neben der Bühne", ließ ich mich noch einmal auf die Sache ein.

„Du meinst", antwortete Stefan, „ich setze mich dort vorn auf die Empore, stehe während des Konzertes auf, entrolle das Plakat, verbeuge mich und warte, bis sie mir von hinten auf die Schulter klopfen? Und du sitzt unten im Parkett und amüsierst dich am Beifall."

„Natürlich mit einem Selbstauslöser", entgegnete ich.

„Auf diese Idee sind Harald und ich auch schon gekommen."

„Was willst du dann noch von mir?"

„Ich muß mit jemandem darüber reden", gestand Stefan. „Ich brauche einen zum Sprechen, verstehst du das nicht? Harald ist heute weggefahren. Kannst du mir einen anderen Gesprächspartner empfehlen?"

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. So kam es auch, daß mich die beiden entgegen der Abmachung über manche Etappe der Vorbereitung unterrichteten. Stefan besprach das Vorhaben mit Dietrich Koch, der auch seinen Bruder Eckhard einbezog. Sie bauten einen Wecker zu einem Zeitauslöser um. In die Flügelschraube für das Leutewerk wurde ein Nagel gesteckt, an dem eine Schnur befestigt war, die ihrerseits das aufgerollte Plakat umschlung. Bei Errei-

chen der Weckzeit sollte der Nagel aus der Flügelschraube rutschen, die Schnur herunterfallen und das aufgerollte Plakat freigeben.Die Logistik lag in Stefans Händen. Er hatte gelben Fahnenstoff gekauft und seinen Potsdamer Freund Rudolf Treumann dafür gewinnen können, das Plakat zu malen. Davon erfuhr ich wenig. Ich vermutete, daß Dietrich Koch beim Malen des Plakates maßgeblich beteiligt war. Wie mir erst nach der Haft bekannt wurde, hatte für Stefan die Geheimhaltung Rudolf Treumanns allerhöchsten Vorrang. Dieser malte mit schwarzen Strichen die Umrisse der gesprengten Kirche so gut auf den gelben Stoff, daß jeder die Kirche sofort erkennen konnte, dazu Baubeginn und Zerstörung mit den Zeichen für Geburt und Tod sowie die Inschrift:

„Wir fordern Wiederaufbau!"

Am Morgen des 20. Juni 1968 betrat Stefan, als Bühnenarbeiter getarnt, die Leipziger Kongreßhalle. Das Plakat trug er in einer Rolle bei sich. Draußen wartete Harald. In einer tollkühnen Klettertour erklomm Stefan den Schnürboden über der Bühne und brachte das auf eine Stange aufgewickelte gelbe Stoffplakat an. In der Aufregung hängte er es mit der Rückseite nach vorn, entdeckte diesen fatalen Irrtum aber im letzten Moment.

Zusammen mit Marion besuchte ich die Abschlußveranstaltung des Bachwettbewerbs. Vor Beginn trafen wir Harald im Foyer. Er raunte mir zu, daß sich das Plakat acht Minuten nach acht Uhr abwickeln würde. Zum Glück unterhielt sich Marion in diesem Moment gerade mit einer anderen Geigerin, so daß sie von Haralds Ankündigung nichts erfuhr. Die Sache war so heiß, daß es unklug gewesen wäre, jemandem etwas davon zu erzählen. So hatte ich auch Marion aus allem herausgehalten. Außer uns beiden Vettern war niemand im Saal, der etwas ahnte. Stefan hatte beschlossen, die Preisverleihung zu Hause am Radio anzuhören, eine Entscheidung, die er noch bitter bereuen sollte.

Das Abschlußkonzert begann mit feierlichen Reden und den Preisverleihungen. Marion und ich hatten Stehplätze auf der Empore, nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der nach Haralds Angaben bald das Plakat auftauchen sollte. Bei den jeweils ersten Preisträgern klatschten sich die Zuschauer die Hände wund, ab zweitem und drittem Platz flaute die Begeisterung ab. Die Zeit

verging schleppend. Würde dieses Vorhaben klappen? Wann hatte es seit 1953 einen solchen öffentlichen Protest in der DDR gegeben? Ich war froh, daß sie keinen elektrischen Auslöser gebaut hatten. Physiker tüfteln die spitzfindigsten Schaltungen und Geräte aus, aber dann vergessen sie im letzten Moment oft, den Stecker in die Steckdose zu stecken, und das Ganze klappt nicht.

Ich blickte immer häufiger auf die Armbanduhr. Noch eine Minute. Der Rektor der Leipziger Musikhochschule überreichte zu dieser Zeit die Urkunden für den ungefähr sechsten Platz im Orgelwettbewerb. Der Beifall war abgeschlafft.

Dann lief alles wie am Schnürchen. Acht nach acht. Rechts oben an der mit einem Vorhang verkleideten Stirnseite der Bühne wickelte sich schnell wie der Blitz das grellgelbe Plakat ab. Die Umrisse der gesprengten Kirche und die Jahreszahlen des Baubeginns sowie der Zerstörung sprangen die verblüfften Zuhörer förmlich an. Der schlaffe Beifall brauste zum Donner auf. Nur wenige saßen, vor Schreck gelähmt, still auf ihren Plätzen. Die Inschrift „Wir fordern Wiederaufbau!" traf die Genossen wie einst die Schrift an der Wand in Belsazars Thronsaal. Zwei anwesende Minister und ein Oberbürgermeister starrten auf die sich im Applaus kundgebende politisch-moralische Einheit ihres Volkes. Man trommelte mit den Füßen, minutenlang riß der Beifall nicht ab. Manche lachten sogar.

Obwohl nur theoretische Physiker die Aktion vorbereitet hatten, war sie perfekt abgelaufen. Gewaltlos und lautlos, gefahrlos für Unbeteiligte und für die Kirche, dazu mit donnernder Wirkung.

Fotografen und Kameraleute aus Leipzig wußten, daß sie so etwas zu ignorieren hatten, und schonten ihre Geräte. Kameraleute aus Japan und der eben reformierten Tschechoslowakei richteten eifrig ihre Objektive auf das gelbe Bild an der Wand. Das Plakat wurde von jemandem hinter dem Vorhang der Bühnenstirnseite hochgezogen, doch es sackte wieder herab und heizte den Applaus von neuem an, bis es schließlich im Schnürboden verschwand.

Marion kamen, wie manchen anderen, die Tränen:

„Ist das möglich? Wer hat das nur fertiggebracht?"

Heikel wurde es für mich nach dem Konzert. Mit Marion betrat ich als einer der ersten die Straße. Die eilig herbeibefohlenen Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes drückten gerade ihre Zigarettenkippen

aus und machten sich an die Spitzelarbeit. Einem Gerücht zufolge hatten sie von Mielke oder Ulbricht den Befehl erhalten, die Täter umgehend zu ergreifen. Die Konzertbesucher trabten zur Straßenbahnhaltestelle und zum gegenüberliegenden Parkplatz. Marion und ich warteten an der Haltestelle der Linie 24. Da schritt Harald siegreich lächelnd auf uns zu mit dem Ausruf, den auch die Umstehenden hören konnten:

„Das hat geklappt, was?"

Da ich befürchtete, er würde nun offen und unbedarft über das Plakat reden, stieß ich ihm heftig in die Hüfte und raunte:

„Sei ja still!"

Erst jetzt dämmerte es Harald, daß Marion von allem nichts wußte. Da sie jedoch Teilnehmerin des Bachwettbewerbs war, zogen die Offiziere des Staatssicherheitsdienstes später den falschen Schluß, sie hätte die Bühne in der Kongreßhalle ausgekundschaftet, und bedrängten sie in der Nacht nach meiner Verhaftung auf rüdeste Art und Weise.

Stefan erlebte am Radio eine Riesenpleite. Da die Auszeichnung der Teilnehmer am Bachwettbewerb für die Rundfunkhörer allenfalls bis zum dritten Rang interessant war, hatten die Programmgestalter vorgesehen, die Übertragung während der Vergabe der hinteren Plätze auszublenden und einen kulturpolitischen Kommentar zu senden. Das war genau zu der Zeit, als das Plakat abrollte. Für den Rundfunk eine hellseherische Entscheidung, für Stefan eine bittere Enttäuschung. Er raufte sich die Haare. Nachts feierte er mit Harald in der Stadt den Erfolg. Für mich begann eine verrückte Zeit. Immer wieder fragten mich Bekannte, Freunde und Verwandte, wie ich als Augenzeuge diese Aktion erlebt hätte. Und immer dieselben Fragen:

„Wer bringt denn so etwas fertig? Haben die schon jemanden verhaftet?"

Manchmal wurde ich direkt gefragt:

„Sag mal, hast du etwas damit zu tun?"

Der Staatssicherheitsdienst tappte im dunkeln. Ab und zu wurden Bekannte von mir wegen des Plakats vernommen, so der Graphiker Matthias Klemm und der Theologe Nikolaus Krause. Das ging mir sehr nahe. Mit Erleichterung hörte ich, daß die Betroffenen jedesmal nach wenigen Stunden freigekommen waren.

Die Kirche hat durch diesen Protest keinen Schaden genommen. Vor zweitausendfünfhundert Jahren war dem Gotteslästerer Belsazar die Schrift an der Wand erschienen. Er wurde noch in der gleichen Nacht umgebracht. Man erzählte sich, daß der Parteisekretär Paul Fröhlich, der die Sprengung durchgesetzt hatte, noch in der gleichen Nacht einen Herzinfarkt erlitten habe. Er starb im September 1970 siebenundfünfzigjährig an Krebs, noch drei Jahre vor Ulbricht. 1986 erwähnte ihn das in Leipzig herausgegebene achtzehnbändige Meyers Neues Lexikon mit keinem Wort mehr. Die Leipziger Genossen hatten, nachdem Ulbricht im Mai 1971 gestürzt worden war, keine Macht mehr in der DDR.

Mene stand in Babylon an der Wand, deine Tage sind gezählt, und tekel, du bist gewogen und für zu leicht befunden, und upharsin, dein Reich wird unter den Persern und Medern aufgeteilt werden.

Harald und Stefan vollbrachten ihre zweite praktische Leistung fünf Wochen später. Mit einem Faltboot, das sie durch ein Segel und einen Außenbordmotor antrieben, schifften sie sich im bulgarischen Varna am Schwarzen Meer ein. Sie flüchteten, behütet von gütigen Engeln und beschützt durch das Glück der Tüchtigen, in die Türkei.

Harald hatte gerade sein Studium beendet. Seine Zeugnisse waren bei der Abreise zur Flucht noch nicht geschrieben. Als Verwandter fragte ich einige Monate später nach diesen Zeugnissen. Die Dame im Prorektorat für den wissenschaftlichen Nachwuchs schüttelte nur mit dem Kopf und gab mir wortlos zu verstehen, es sei das beste, möglichst nie mehr nachzufragen. Auch ohne Zeugnis konnte er sofort bei Professor Heisenberg in München seine Doktorarbeit beginnen. Später arbeitete er bei Professor Gell-Mann in Pasadena. Seit 1980 hat er einen Lehrstuhl für Theoretische Physik an der Münchener Universität. Seine Erinnerungen hat er in dem Buch „Flucht aus Leipzig" niedergeschrieben. Stefan Welzk arbeitete und wohnte mehrere Jahre bei Professor Carl Friedrich von Weizsäcker. Der Physik hatte er hinreichend viele Jahre gewidmet, so wandte er sich der Philosophie, der Wirtschaftswissenschaft und später der Politik zu. In Literaturzeitschriften wie dem „Kursbuch" kann man mitunter Kostproben seiner entwaffnenden Ironie entdecken. An die Umgebung in der Bundesrepublik hat er sich nur schwer gewöhnt. Zwei Jahre nach der Flucht schrieb er:

„Mein Gott, wie könnte ich euch jetzt brauchen."

Die Diktatur hatte er ertragen können, weil er viele Menschen kannte, die sich ihr widersetzten. Er brauchte Menschen, mit denen er über Peter Huchel oder Igor Strawinski streiten konnte. Als ich später einmal erwähnte, daß ich an dem Tag verhaftet wurde, an dem Strawinski starb, war er sichtlich betroffen.

Carl Friedrich von Weizsäcker unterstützte auch andere Verfolgte der „staatsfeindlichen Gruppe" mit großem Einsatz. Lothar Hill arbeitete zunächst bei ihm, dann wurde er Pfarrer in der Christengemeinschaft. Thomas Görnitz, ein „Gruppenmitglied" der ersten Stunde, der 1966 die folgenschweren Beurteilungen geschrieben hatte, reiste 1979 in die Bundesrepublik aus und bekam ebenfalls eine Anstellung bei Professor von Weizsäcker. Er wurde bekannt als Autor der ersten zusammenfassenden Darstellung von Weizsäckers Lebenswerk.

Im Sommer 1968 hatte Marion das Musikstudium beendet. Der Antrag auf eine Aspirantur an der Leipziger Musikhochschule wurde ohne Begründung abgelehnt. Nach mehreren Vorstößen erfuhr sie bei einem Gespräch: „War da nicht einmal etwas mit einer Wahl?"

Marion hatte bei der Wahl zur Verfassung im April 1968 von dem Recht Gebrauch gemacht, in der Kabine zu wählen. Wer so etwas in der DDR tat, bekam keine Aspirantur.

Hauptmann Henke redete gern vom Plakat. Ich hatte den seltsamen Eindruck, daß ihm die Aktion als solche und die Geheimhaltung über Jahre zu gefallen schien. Ein wirkliches Geheimnis sei nur das, was man allein wisse.

„Was zwei Leute wissen, ist kein Geheimnis mehr."

Das klang beinahe wie ein Hinweis, was ich das nächste Mal besser machen sollte.

Rettung oder Vernichtung

Ende November drohte auch der gemäßigte Hauptmann noch einmal, die hochschwangere Frau zu verhören. Einen stichhaltigen Grund dafür gab es nicht.

Zu dieser Zeit lebte ich isoliert in Einzelhaft. Man gestattete mir, eine Zeitung zu abonnieren. Es gab viele Tage, an denen ich kein Wort gesprochen habe. Im November waren manche Tage so trüb, daß es in der Zelle nicht einmal um die Mittagszeit richtig hell wurde. Eine Glühbirne von 25 Watt schimmerte aus einem Loch über der Zellentür. Um den Zugang zum elektrischen Anschluß der Lampe zu verwehren, war diese noch einmal hinter einer dicken Glasscheibe verborgen.

Hatte mein Freund Jürgen Israel diese Not und diese Demütigung vorausgesehen? Während unserer Studienzeit hatte er oft sein Gedicht „Novembersonne" aufgesagt.

Blutlose mutter / du / mit brennendem herzen / sieh deiner kinder not.
Lehmschollen / hart von den ersten frösten des winters /
sind ihr lager.
Und die wölfe. / Gierig / eingedenk vorjährigen eises.
Machtlos / nur eine schütte stroh auszubreiten / noch /
der wölfe hunger zu stillen / wanderst du über den tag
und erträgst die demütigung / um der sichtbaren liebe willen
eine stunde lang / um mittag.

Jürgen Israel arbeitete beim Kiepenheuer-Verlag in Weimar. Er hatte nicht nur den Wehrdienst, sondern auch den Ersatzdienst bei den Bausoldaten verweigert. So saß er zur gleichen Zeit wie ich im Gefängnis.

Immer wieder kam mir eine Erzählung meines bulgarischen Studienfreundes Borislav Slavov in den Sinn. Ein verarmter russischer Adliger hatte gewettet, zehn Jahre ohne jeden menschlichen Kontakt bei guter Verpflegung zu verbringen. Als der nach zehn Jahren auch

verarmte Wettgegner die Tür öffnete, verließ der Eingeschlossene das Gefängnis, ohne Anspruch auf den gewonnenen Einsatz zu erheben. Er hatte erfahren, daß die in der Einsamkeit erworbenen Einsichten nicht mit Geld aufzuwiegen sind. An Borislav Slavov dachte ich oft. Er hatte 1968 Stefan Welzk und meinem Vetter Harald bei der Flucht übers Schwarze Meer wichtige Hilfe geleistet. Das war dem Staatssicherheitsdienst bekannt. Mit Erleichterung habe ich später erfahren, daß er nicht verhaftet worden war.

Die Zellen verfügten über Warmwasserheizungen, die unter den Glasziegelfenstern im Mauerwerk eingebaut waren, eine Lochplatte aus Stahl verdeckte den Heizkörper. Im Winter lieferten die Heizungen tagsüber ausreichende Wärme, abends wurden sie abgeschaltet. Anfang des Jahres 1972 gab es eine Kälteperiode. Eines Nachts fror ich unter der Decke und verspürte heftige Nierenkoliken. Ich pochte an die Zellentür, der Wärter versprach Hilfe. Aber es tat sich nichts. Nach einer halben Stunde meldete ich mich wieder und verlangte nach einem Arzt.

„Morgen kommt der Arzt", war die knappe Antwort.

„Ich habe starke Schmerzen. Bitte besorgen Sie mir eine Wärmflasche oder ein Heizkissen."

„Da müssen Sie warten."

Ich mußte trotz bohrender Schmerzen in der kalten Zelle ausharren. Gegen Morgen reichte man mir eine Wärmflasche. Am Vormittag wurde ich zum Arztzimmer gebracht. Der Arzt verabreichte Tabletten, die morgens und abends vom Posten durch die Klappe gereicht und unter Aufsicht eingenommen werden mußten.

Im Dezember 1971 kam unser Kind, ein Sohn, zur Welt. Die Geburt teilte man mir erst nach drei Tagen mit, obwohl die Haftanstalt sofort unterrichtet worden war. Der Antrag, das Kind sehen zu dürfen, wurde vom Staatsanwalt kommentarlos abgelehnt. Ich stellte einen zweiten Antrag.

„Kindern unter sechzehn Jahren ist der Zutritt zur Haftanstalt verboten, um seelische Konflikte zu vermeiden", begründete der Leiter der Haftanstalt die Ablehnung. Er suchte mich zu diesem Zweck sogar in der Zelle auf.

„Stellen Sie sich einen Sechzehnjährigen vor, der hier seinen Vater besucht. Das kann doch einen Schock für den Jungen bedeuten."

„Mein Sohn ist nicht sechzehn Jahre alt. Er ist ein Säugling und wird von der Abnormalität Ihrer Anstalt nichts wahrnehmen."

„Ich kann Ihnen hier nur die Begründung der Anstaltsleitung mitteilen, die haben Sie so zur Kenntnis zu nehmen."

Tür zu.

Unerträglich die Enge der verschlossenen Zelle, unbeschreiblich die Wirkung der Einzelhaft. Nach dieser Ablehnung beobachtete mich ein Posten stundenlang durch den Minispion, ein kleines Loch im Spion der Zellentür, in dem normalerweise ein streichholzdickes Pflöckchen steckte. Wenige Monate später sollte ich merken, daß die Ablehnung, das Kind sehen zu dürfen, Bestandteil eines schrecklichen Planes war.

Zum Sprechtermin Mitte Dezember durften meine Eltern aus dem Erzgebirge anreisen, da Marion nach der Geburt noch in der Klinik lag und den Termin nicht wahrnehmen konnte.

„Es ist verboten, mit Ihren Eltern über Ihren Vetter zu reden", schärfte mir Hauptmann Henke ein. Damit meinte er Harald, der zu dieser Zeit schon in Kalifornien arbeitete.

Wenn auch in trauriger Lage und in Gesellschaft eines Vernehmers, war es für mich eine große Freude, meine Eltern wiederzusehen. Von ihnen erfuhr ich nun mehr über die Geburt unseres Sohnes, über die Familien meiner Schwester und meines Bruders. Dann waren die etwa fünfzehn Minuten Sprechzeit um.

Marion wurde von ihren Eltern in Leipzig-Gohlis sowie von ihrem Bruder und einer Tante aufopferungsvoll unterstützt, so daß sie trotz des Kindes ihre Stellung als Konzertmeisterin im Rundfunk-Sinfonieorchester behalten konnte.

Im Dezember wurde ich mit einem Lastkraftwagenfahrer zusammengeschlossen. Das Zusammenleben mit ihm war strapaziös. Er schimpfte pausenlos über seine blöden Arbeitskollegen. Von seiner Frau hatte er sich scheiden lassen, weil sie ihm mit Wurst belegte Frühstücksbrote anfertigte und die Wurstschale nicht entfernte. Mit bühnenreifen Grimassen führte er vor, wie er mit Wurstschalen an den schmierigen Fingern und mit Knien lenkend sein Frühstück bei voller Fahrt verschlang.

Als er das erste Foto meines Sohnes, das Marion mir schikken durfte, betrachtete, bemerkte er gewisse Ähnlichkeiten im

Gesicht und klärte mich auf: „Den kannste aber nicht ableugnen."

Er bekniete den Posten, ihm ein Schachbrett zu besorgen; in seiner vorherigen Zelle hätte es eins gegeben. Eines Tages erhielten wir zwei Spiele: eine Pferderennbahn und ein Schachspiel. Letzteres beherrschte mein Zellengenosse meisterhaft, da er einem Verein angehörte. Aber wehe, er verlor! Dann tobte er und stampfte mit beiden Füßen auf seinen Figuren herum.

Weihnachten und Neujahr verliefen trist wie alle anderen Tage des Jahres, keine Andeutung von Festlichkeit. Der Kraftfahrer entwickelte an diesen Tagen eine besondere Aggressivität. Er wartete sehnsüchtig auf den Tag der Freiheit. Dann wolle er sich wieder „rundherum um Leipzig prügeln".

Ab Januar 1972 kam ich wieder in Einzelhaft. Für ungefähr vier Wochen sperrte man mich in eine Zelle an der Nordseite, über dem Hof der Polizeibehörde an der Dimitroffstraße. Tagsüber schimmerte ein trüber Schein durch die Glasziegel. Nachts leuchteten Scheinwerfer auf dem Hof die Zelle heller aus als am Tag. Rund um die Uhr fuhren Autos aus und ein. Manchmal blieb eines eine Viertelstunde lang mit laufendem Motor stehen. Am Klang des Motors konnte ich dann erraten, ob meine Zelle in den nächsten drei Stunden mehr nach den Auspuffgasen von Benzin oder Diesel stinken würde. Beschwerden halfen nicht.

Etwa im Januar begannen Vernehmungen neuen Stils. Ich wurde ans Ende des Korridors im Vernehmertrakt geführt, wo mich Hauptmann Hermann Henke erwartete.

„Sie machen nun bald ein Jahr bei uns voll", begann er ein Gespräch wie unter guten Bekannten, „draußen wartet Ihre Frau. Inzwischen haben Sie einen Sohn bekommen. Wollen Sie den nicht einmal sehen?"

„Gibt es eine Möglichkeit?" unterbrach ich ihn erregt.

„Nicht sofort. Bedenken Sie, daß Ihre Paragraphen nicht gerade von Pappe sind."

Der Hauptmann sagte, daß er in meinem Fall gern rasch vorankommen würde. Dann holte er weit aus, sprach von Widersprüchen in der Gesellschaft und daß die Geschichte keinen Bogen um mich machen würde. Er erwähnte die Verhandlungen der DDR mit der Bundesrepublik über den Grundlagenvertrag und die zunehmende Anerken-

nung des sozialistischen Staates. Er versuchte mir einzureden, daß sich immer weniger Bürger ablehnend zur Regierung der DDR verhielten. Dann wagte er eine Prophezeiung:

„Vielleicht wird sogar Ihr Sohn, wenn er erwachsen ist, hinter der Entwicklung in unserem Staat stehen."

Wie eine Spinne spann der Hauptmann ein feines Netz. Als Wissenschaftler sollte ich nicht zu lange Pause machen, da könne der Anschluß verpaßt werden. Das roch nach Freiheit, eine zügellose innere Erregung packte mich. War meine Situation gekippt?

Das Protokoll war eine faustdicke Überraschung. Dort stand beinahe das, was ich gesagt hatte. Ich bat um einige Änderungen. Der Hauptmann akzeptierte die meisten. Er strich durch und schrieb über den alten Text. Am Ende sah es aus, als ob eine Schar Hühner über das Protokoll gescheucht worden wäre. Ich unterschrieb das erste Mal ohne entnervende Auseinandersetzungen.

Am nächsten Tag spannte er mich weiter auf die Folter.

„Wenn wir wollen, können wir Ihre Handlungen anders beurteilen. Nüchtern betrachtet, ist doch die Sache mit diesem Plakat auch nur ein Klacks."

Diese Töne des Hauptmanns wirkten auf mich elektrisierend.

In der Zelle musterte ich gründlich die Zeitung. Hatte Honecker ein Dreivierteljahr nach Ulbrichts Sturz eine andere Linie eingeschlagen? Gab es Hinweise auf eine neue Beurteilung Andersdenkender? Ich fand zwischen den Zeilen Andeutungen in dieser Richtung. Die Beziehungen zur Bundesrepublik wurden durch die Verhandlungen Bahrs und Kohls über den Grundlagenvertrag etwas entspannt. Aber das „brüderliche Band" zu Breschnews Sowjetmacht wurde eher noch fester geknüpft als zu Ulbrichts Zeiten. Ausschließlich auf die Information der „Leipziger Volkszeitung" angewiesen, gelang es mir nicht, neue Prinzipien der widersprüchlichen Politik Honeckers zu erkennen.

Ich bat erneut um Strafprozeßordnung und Strafgesetzbuch.

„Das kommt schon noch", entgegnete Hauptmann Henke, „aber über Ihre Rechte bestimmen wir unabhängig von den Gesetzen. Sie kennen unseren Grundsatz: Politik kommt vor Recht."

Er gab sein illegales Vorgehen offen zu. Ich bekam die Gesetze während der Ermittlungen nie zu Gesicht.

Ein streng gehütetes Geheimnis konnte ich während dieser Zeit lüften. Eine meiner Aussagen widersprach einer früheren. Der Hauptmann beendete das Verhör:

„Ich zeige Ihnen morgen, was Sie dazu vor einem halben Jahr gesagt haben."

Am folgenden Tag legte er eines der säuberlichen Protokolle von Leutnant Püchner vor. Die Sache als solche war schnell bereinigt. Ich hielt noch das Protokoll in der Hand. Da mußte doch auf der letzten Seite die Unterschrift des Vernehmers zu sehen sein, die immer erst dann geleistet wurde, wenn ich unterschrieben hatte. Zögerlich legte ich eine Seite nach der anderen um, bis die letzte aufgeschlagen war. Und da las ich: „Leutnant Püchner". Der Hauptmann unterschrieb sein Protokoll am Abend wieder hinten am Schreibtisch.

Auf ähnliche Weise lernte auch Annerose Niendorf den Namen des Leutnants kennen. Ebenso las Klaus Knödel in der Untersuchungshaftanstalt in Potsdam in einem Protokoll, auf dem der Name Püchner nicht abgedeckt war.

Ende 1971 wurde ich zum Prozeß der Niendorfs vorgeführt. Am Morgen reichte man mir Hemd, Schlips, einen Anzug und Schuhe durch die Klappe. Die Untersuchungshaftanstalt des Leipziger Staatssicherheitsdienstes befand sich im gleichen Häuserblock wie das Bezirksgericht und die Staatsanwaltschaft. Durch eine dicke Stahltür gelangte man über den Hof der Haftanstalt von hinten ins Gerichtsgebäude. Beide Niendorfs waren von der mehr als anderthalbjährigen Untersuchungshaft gezeichnet. Richter und Staatsanwalt bildeten eine Front. Gemäß Prozeßordnung war ich noch kein Angeklagter, sondern ein Beschuldigter. Oberrichter Poller schlachtete meine vom Staatssicherheitsdienst erpreßten Aussagen zur sogenannten staatsfeindlichen Gruppe und zum staatsfeindlichen Menschenhandel nicht nur gegen die Niendorfs, sondern auch gleich gegen mich aus. Aber ich hatte bei diesem Prozeß die Kraft, dem Gericht die meisten der erwarteten Antworten zu verweigern. Oberrichter Poller zitierte mehrfach aus den Protokollen, die Püchner von mir erpreßt hatte. Ich widerrief die gefälschten Passagen und gab zu Protokoll: „Meine Aussagen in der Voruntersuchung sind nicht korrekt gewesen. Ich möchte das hier klarstellen."

So hat es die Gerichtsangestellte auch ins Protokoll geschrieben.

Als dieses den Niendorfs nach dem Prozeß zur Einsichtnahme vorgelegt wurde, war mit einer anderen Handschrift, die offenbar von Oberrichter Poller stammte, ein Zusatz eingefügt worden. Das ganze las sich dann so:

„Meine Aussagen in der Voruntersuchung sind nicht korrekt gewesen. Stimmen aber grundsätzlich. Ich möchte das hier klarstellen."

Die Einfügung „Stimmen aber grundsätzlich" stellte die Wahrheit auf den Kopf. Sie macht deutlich, mit welcher Perfidie das Leipziger Bezirksgericht gegen uns vorgegangen ist. Es war wie beim Staatssicherheitsdienst. Obwohl man unter enormer Bedrohung und Belastung die geforderten Aussagen nicht geliefert hatte, wurde das Protokoll an entscheidender Stelle eiskalt gefälscht.

Kurz danach hatte ich ein Verhör bei Hauptmann Henke. Der sagte, daß er mit meiner Zeugenaussage unzufrieden sei. Was ging ihn das an?

Weniger gut gelang mir die Zeugenaussage bei dem Prozeß gegen Dietrich Koch Anfang des Jahres 1972. Dort trat unerwartet ein Gutachter mit einer mir unbekannten Funktion auf. Seine Fragen zur Person Dietrich Kochs waren unpolitisch und klar formuliert. Aber ich wußte nicht, in welche Richtung sie zielten und wie meine Antworten bewertet werden würden. Als ich schleppend einen nichtssagenden Satz hervorbrachte, verunsicherte mich der Gutachter mit der Erklärung, daß er auf meine Antworten großen Wert lege. Ich stand hölzern und begriffsstutzig im Gerichtssaal. Ich glaube nicht, daß ich Dietrich Koch sehr hilfreich war.

Hauptmann Henke hatte öfters Bemerkungen über das seiner Meinung nach reaktionäre Institut für Biophysik der Leipziger Universität eingestreut. Wenn man von den Theologen absah, war es wohl das einzige Institut der Universität, in dem es, bis auf einen Handwerksmeister, keine Parteigenossen gab, wo also nicht einmal eine Parteigruppe aufgebaut werden konnte.

„Die Wissenschaftler dieses Institutes haben auf Sie einen schlechten Einfluß ausgeübt", wollte mir Hauptmann Henke einreden.

„Diese Leute haben mit meinen politischen Handlungen nichts zu tun. Die kennen mich nur von Seminaren und fachlichen Gesprächen. Was ich außerhalb des Instituts getan habe, wußten die nicht."

„Das Arbeitskollektiv übt den stärksten Einfluß auf den einzelnen aus. In einem klassenbewußten Kollektiv wäre es nicht zu Ihren Straftaten gekommen. Wir kennen doch diese Leute, angefangen von Professor Beier über Ihren Doktorvater, Herrn Pliquett, und wie sie alle heißen. Wir wissen, daß in diesem Institut gegen unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat gearbeitet wird."

Ich mühte mich, meine rein fachlichen Beziehungen zu jedem Wissenschaftler zu begründen und die im wesentlichen positive Einstellung der einzelnen Wissenschaftler zum Staat zu belegen. Diese Vernehmungen waren mir nicht geheuer. Zum Glück waren sie bald beendet, ohne daß konkrete Vorgänge angesprochen wurden.

Hauptmann Henke bemühte sich um ein besseres Vernehmungsklima. So sprach er mitunter davon, daß ich nach der Strafverbüßung wieder an der Universität arbeiten könnte.

„Wir brauchen Sie dort, wo Sie am meisten leisten können."

„Dann bitte ich um etwas Fachliteratur, damit ich die Zeit in der Zelle besser nutzen kann", griff ich seinen Gedanken auf.

Eines Tages durfte Marion drei Fachbücher abgeben. Ungefähr zehn Mal wurde ich in einen Raum mit Stuhl und Tisch geschlossen und durfte die Bücher lesen. Strafgesetzbuch oder Prozeßordnung wurden jedoch nicht gestattet.

Während der Vernehmungen bei Hauptmann Henke gab es Anzeichen, vielleicht doch noch zu einer vernünftigen Untersuchung zu kommen. Ich sollte bald eines Besseren belehrt werden. Dem klugen Hauptmann unterlief ein verhängnisvoller Fehler. Während eines Verhörs rutschte ihm die Bemerkung heraus: „Mit Ihren Aussagen können wir doch sowieso nichts anfangen."

Diese Bemerkung hatte Folgen. Ich verschloß mich mehr und mehr der Ausfragerei, weil ich befürchtete, zwischen Verhören und Aushorchen nicht mehr unterscheiden zu können.

Ich meinte, die Vernehmungen wären zu Ende. Doch wurde ich wieder vorgeführt. Hauptmann Henke legte einige Zeitungsausschnitte vor, die die Verflechtungen kapitalistischer Geheimdienste mit dem Prager Frühling 1968 belegen sollten. Sogar Artikel aus westlichen Blättern waren darunter. Das erregte mich heftig. Westliche Zeitungsmeldungen in der Untersuchungshaft, was hatten sie jetzt vor?

„Vielleicht verstehen Sie allmählich, was dort vor vier Jahren wirklich los war. Der Sozialismus sollte zurückgerollt werden. Sie kennen doch den Ausdruck, den die amerikanischen Politiker dafür erfunden haben: ‚roll back'. Die Bevölkerung der Tschechoslowakei wurde mit wirtschaftlichen Versprechungen geködert und sollte für feindliche Ziele mißbraucht werden. Meinen Sie, die Geheimdienste der Bundesrepublik und der Vereinigten Staaten haben damals geschlafen?"

Das hatte ich nicht behauptet. Um mich nicht auf undurchsichtige Vernehmungen einzulassen, entgegnete ich schulterzuckend:

„Sie haben Ihre Spitzel doch auch überall."

Am folgenden Tag empfing mich Hauptmann Henke freundlich wie zum Kaffeekränzchen. Er bedauerte, daß ich angebotene Zigaretten und Kaffee regelmäßig ablehnte. Die längste Zeit, meinte er, hätte ich nun hier verbracht. Die Erregung durch die Aussicht auf Freiheit ist nicht zu beschreiben. Dann passierte es.

„Sie haben gestern einen Begriff verwendet, der mir nicht gefiel."

Er schaute zum Fenster hinaus und kam mir wieder vor wie eine Spinne, die auf ihr Opfer wartet. Ich hatte keine Ahnung, was er meinte.

„Sie bezeichneten die Kundschafter unseres Ministeriums als Spitzel."

„Ja", ich zuckte mit den Schultern und schwieg. Das würde ich auch heute noch sagen, dachte ich bei mir.

„Was wir jetzt besprechen werden, geht nicht aus diesen vier Wänden heraus", wandte er sich mir ernsthaft zu. Ohne Wände war die Welt des Staatssicherheitsdienstes offenbar undenkbar.

„Wie wäre es denn mit Ihnen? Könnten Sie sich nicht vorstellen, mit uns zusammenzuarbeiten? Helfen Sie uns, helfen wir Ihnen." Er blickte mich mitleidsvoll an. „Es gibt niemanden, der so viel Hilfe braucht wie Sie."

Das also war des Pudels Kern. Hauptmann Henke war ein verhinderter Mephisto. Sein Ziel war der mit Blut geschriebene Pakt. Jetzt, vor der Verfertigung der Anklageschrift, lagen zwei Protokollversionen vor. Die von Vernehmer Püchner bedeuteten viele Jahre Zuchthaus unter Schwerverbrechern. Keine Frau, keinen Sohn, keine Wissenschaft. Nach dem Zuchthaus lebenslange Unterdrückung.

Absturz. Mit der günstigeren Version des Hauptmann Henke und der Zusage zur Mitarbeit war eine Landung des Flugzeugs, wenn auch eine harte, denkbar. Die Schergen meinten, das Netz sorgfältig ausgelegt und die empfindlichsten Stellen getroffen zu haben. Die Wohnung hatten sie durchwühlt, alle Briefe eingesammelt und ausgewertet, die Bücher durchmustert, die persönlichsten Dinge befingert.

Jetzt griffen sie ein zweites Mal nach der Seele. Die sachlichen Vernehmungen des Hauptmanns, die mich so verblüfft hatten, waren ein Hinterhalt. Sie waren Teil einer Doppelstrategie, mit der man mich ködern wollte. Püchner hatte es mit Brutalität probiert, und nun kam Henke mit Raffinesse. Den neugeborenen Sohn hatten sie mich nicht sehen lassen, um meinen Drang nach Freiheit ins Unerträgliche zu steigern.

Ich hatte nicht geglaubt, daß sie es noch einmal versuchen würden. Wie oft hatten sie mir eine Tasse Kaffee und auch Zigaretten angeboten, hartnäckig hatte ich abgelehnt. Wie gern hätte ich manchmal einen Kaffee getrunken, wie gern die nervlichen Anspannungen mit beruhigendem Nikotin kompensiert. Bei allen Verhören hatte ich stur auf meinem Stuhl gehockt. Auch während der sachlichen Vernehmungen bei Hauptmann Henke, wo mitunter eine gewisse Entspannung angebracht gewesen wäre, war ich unverbindlich geblieben. Es gab keinerlei Konspiration. Aussagen und Protokollunterschriften hatten sie aus mir nur unter der Androhung herausgepreßt, Marion einzusperren, dazu noch im schwangeren Zustand. Mit einem Riesenaufwand an Personal und Geldmitteln hatten sie mich ein Jahr lang innen und außen analysiert, hatten mich sogar innerhalb der Mauern bespitzelt. Mit ihrer von Nötigung und Erpressung geprägten Logik witterten sie trotzdem eine Chance, mich zum Mitarbeiter zu pressen, indem sie mich vor eine grausame Alternative stellten.

Ich erwiderte dem Hauptmann, daß ich meine Entscheidung am nächsten Tag mitteilen würde. Der Hauptmann ging eilfertig und gehorsam darauf ein. Ich, der Gefangene, verteilte plötzlich die Termine! Die Entscheidung gegen das Angebot war zwar klar, aber hier kam es auch auf die Formulierung an, ich durfte keinen Raum für Zweideutigkeiten lassen.

Zurück in der Zelle, fühlte ich mich auf einmal frei. Wie hatte der

Teufel gesagt? „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Dem Teufel würde ich mich nicht beugen.

Wann ich Marion, meinen Sohn und überhaupt normale Menschen bei Ablehnung des Angebots wiedersehen würde, war ungewiß. Unser Junge würde dann vielleicht schon zur Schule gehen. Seit ich als kleines Kind auf den Schultern meines Vaters übermütig durch die Wohnung geritten war, hatte ich mich darauf gefreut, diesen Spaß auch meinem Kind zuteil werden zu lassen. Vorbei! Es schnürte mir die Kehle zu. Ob ich nach Jahren der Gefangenschaft in der Forschung wieder Fuß fassen würde, war unwahrscheinlich.

Natürlich wußte ich, ich könnte den Pakt zum Schein unterschreiben, mich im Westen ansiedeln lassen und dann sofort überlaufen, also mein Flugzeug butterweich landen lassen. Gewisse Fähigkeiten in diesem Gewerbe hatte mir selbst der Hauptmann bei den Vernehmungen zum Plakat bescheinigt.

Wenn auch die Befreiung aus den Bunkern des Staatssicherheitsdienstes meine Gedanken und Träume beherrschte, würde ich um dieser Befreiung willen niemals mit diesen Speikobras und Spinnen, diesen Protokollfälschern und Erpressern, zusammenarbeiten. Für Marion würde es hart werden. Wie gut, daß ich mir ihrer Zustimmung auch ohne Nachfrage sicher war!

Alle Wände rückten weit weg, die, gegen welche ich seit einem Jahr das Gesicht kehren mußte, und auch die vier, aus denen nichts nach außen dringen durfte. Von diesem Tag an empfand ich nie wieder Furcht vor dem Staatssicherheitsdienst. Sie würden mich nie mehr erpressen, nur um mich weichzuklopfen für ihre Dienste. Wieviel Angst wurde in diesem Lande nur deswegen gelitten, weil arglose Menschen gefügig gemacht werden sollten für die Mitarbeit beim Staatssicherheitsdienst! Angst als Angel.

Ich nahm mir damals aber auch vor, niemals einen Stein gegen jemanden zu erheben, der solchem Zwang nachgegeben hat.

Am folgenden Tag wurde ich, so wie ich es festgelegt hatte, beim Hauptmann vorgeführt.

„Meine Antwort ist überlegt und endgültig. Ich werde weder jetzt noch in Zukunft mit dem Staatssicherheitsdienst in irgendeiner Form zusammenarbeiten. Egal, was passiert. Weitere Werbungsversuche sind zwecklos."

Der Hauptmann schwieg eine halbe Minute. Dann stammelte er: „Nun kann ich Ihnen auch nicht mehr helfen."

Um die schön geflochtenen Schulterstücke des Majors brauchte er sich erst einmal nicht zu kümmern. Ich wurde abgeführt. Der Hauptmann stand verklemmt im Zimmer wie ein ertappter Dieb. Meine Antwort hatte gesessen. Sie haben es nie wieder probiert.

Die Konzeption Püchners zur Werbung als Spitzel, die zwei Monate vor meiner Verhaftung verfaßt worden war, habe ich beim Aktenstudium 1992 in meinen Akten gefunden. Hauptmann Henke war schlauer. Von ihm habe ich in meinen Unterlagen keinen Untersuchungsplan und keine Werbungskonzeption entdeckt.

Die echten Protokolle des Hauptmanns spielten später eine untergeordnete Rolle. Beim Gerichtsprozeß hatte ich den Eindruck, dem Richter lägen sie gar nicht vor. Aus den Akten geht jedoch hervor, daß wenigstens einige dieser Protokolle dem Gericht bekannt waren.

Im Kalkül des Staatssicherheitsdienstes spielten bei dieser zweiten Werbung sicher die politischen Umstände Anfang 1972 eine große Rolle. Die Offiziere wußten, daß ich durch die Zeitung über die Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR zum Abschluß des Grundlagenvertrags informiert war. Schon die Verhandlungen bedeuteten eine Anerkennung der ostdeutschen sozialistischen Diktatur durch die Bundesrepublik, wie sie es noch nie gegeben hatte. International wurde die DDR zu dieser Zeit ebenfalls deutlich aufgewertet. Hauptmann Henke hatte hier und da diese Entwicklung in seine Argumentation einbezogen. Die Genossen hielten wahrscheinlich die Zeit für günstig, Kundschafter zu werben, denn einerseits verpflichtete man sich nun einer international angesehenen Macht, andererseits waren die Hoffnungen auf eine Überwindung der Diktatur drastisch gesunken. So gesehen, war die Ablehnung des Angebots zur Mitarbeit fast eine Torheit.

Während des Jahres der Untersuchungshaft hatte ich niemals bereut, die am ersten Tag der Verhaftung angebotene Zusammenarbeit und damit die Entlassung aus dem Kerker abgelehnt zu haben. Die Folgen waren schon damals schlimm. Zu all den persönlichen Problemen kam nach und nach die Gewißheit hinzu, dramatische berufliche Einschränkungen hinnehmen zu müssen. Das Denken in zwei Ebenen unter bedrohlichen Bedingungen hatte mich nervlich

enorm belastet. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis stellte ich fest, daß ich vieles vor der Haft Erlebte und Gelernte vollständig vergessen hatte.

Die Ablehnung der zweiten Anwerbung am Ende der Untersuchungshaft brachte mir Zuchthaus und jahrelanges Berufsverbot ein. Nach der Freilassung gab es eine gewisse Anerkennung durch einige, allerdings wenige Personen. Im großen und ganzen begegnete man als politisch Verfolgter bis zur Wende 1989 einem ausgeprägtem Desinteresse, in Deutschland Ost wie in West. Persönlich hat man also nichts davon gehabt. Dennoch habe ich auch die zweite Ablehnung kein einziges Mal bereut.

Im April 1972 wurde ich in eine etwas größere Zelle verlegt, wo drei Angeklagte auf ihren Prozeß warteten. Ein junger Maurer saß wegen staatsfeindlicher Hetze. Er hatte an einer Betonmischmaschine gearbeitet. Als wieder einmal nichts funktionierte, hatte er sich Luft gemacht und war verpfiffen worden. Auf seinen Baustellen muß es überhaupt hoch hergegangen sein. Er haßte Langeweile in der Zelle und erzählte mit Liebe zum Detail delikate Episoden, die sich rund um seine Betonmischmaschine abgespielt hatten. Hetze war auch das Delikt eines Rentners, der Informationen über die Zustände in der DDR nach Westdeutschland weitergeleitet hatte. Sein Tagesablauf schien darin bestanden zu haben, daß er nach dem Frühstück einen Brief an den Deutschlandfunk schrieb, am Mittag folgte ein Bericht an die BILD-Zeitung, und am Abend telefonierte er mit dem RIAS in Westberlin. Er redete hastig auf uns ein, wir sollten es ihm gleich tun. Ohne Rücksicht auf Mithorcher an der Zellentür forderte er zum Sturz der Regierung in der DDR auf. Der Mann war uns nicht ganz geheuer. Er blieb zum Glück nur kurz.

Am längsten war ich in dieser Zelle mit einem etwa zwanzig Jahre alten Republikflüchtling zusammen. Er hieß Manfred und war ein gemütlicher Zeitgenosse. Als Jugendlicher hatte er schon einmal zwei Jahre wegen versuchter Republikflucht bekommen. Im Januar 1972 war er wieder losgezogen, um über die Tschechoslowakei nach Bayern zu flüchten.

„Ich mußte kurz vor der Grenze durch einen Fluß schwimmen. Nachts hatte es geschneit, alles war klamm, ich fror wie ein junger Hund. Am frühen Morgen verstaute ich meine Klamotten in einem

Plastebeutel. Es war dunkel und das Wasser saukalt. Ich zitterte beim Schwimmen so stark, daß mir der Beutel aus der Hand rutschte. Am anderen Ufer waren die Klamotten klitschnaß und mein Körper starr vor Kälte. Ich bin ins nächste Dorf gerannt. Im ersten Haus brannte Licht. Die haben mich gleich reingelassen. Im Flur hing eine Uniform. Eine Frau im Morgenmantel brachte mir heißen Tee. Ihr Mann hat mich in warme Decken gehüllt. Sie haben das Zimmer geheizt und mir Suppe und belegte Brote serviert. Beide waren unheimlich nett zu mir und haben mich richtig aufgepäppelt. Sie haben ein bißchen Deutsch verstanden. Als ich mich erholt hatte, habe ich erzählt, woher ich komme und wohin ich wollte. Da hat mir der Mann in aller Ruhe erklärt, er sei Offizier der Grenzpolizei. Wenn ich ihm keine Schwierigkeiten bereiten würde, könnte ich noch eine Weile bleiben, bis er zum Dienst ginge. Was sollte ich machen? Ich war froh, daß sie mich vorm Erfrieren gerettet hatten."

Manfred erzählte, daß ihn die Tschechen menschlich behandelt hätten.

„Aber kaum war ich dem Staatssicherheitsdienst überstellt worden, ging es los."

Manfred bekam reichlich zwei Jahre Haft, relativ wenig für einen wiederholten Fluchtversuch. Wahrscheinlich hatten die Tschechen ein wohlwollendes Protokoll aufgesetzt.

Montags gab es Einkauf. Ein Posten brachte unsere Lebensmittel im Wert von etwa drei Mark. Nachdem eines Montags die bestellten Waren durch die Klappe gereicht worden waren, schütteten zwei Raucher, die damals in unserer Zelle saßen, ihren frischen Tabak auf den Tisch und begannen, Zigaretten zu drehen. Die fertigen Glimmstengel wurden sorgfältig zu niedlichen Pyramiden aufgetürmt, für jeden Tag eine. Die Zelle war erfüllt vom Duft des frischen Tabaks.

Da schloß der Posten einen Neuen zu uns. Er hieß Gerhard und machte einen übernervösen Eindruck. Er war um die Fünfzig und sehr hager mit aschfahlem und ausgemergeltem Gesicht. Er blieb minutenlang stehen und setzte sich erst nach mehreren Aufforderungen zu uns an den Tisch. Brockenweise brachte er hervor, daß er wegen Republikflucht angeklagt sei. Er stammte aus Recklinghausen, war als arbeitsloser Friseur vor zehn Jahren in die DDR übergesiedelt, konnte sich aber nie mit den politischen Zwangsmaßnahmen anfreun-

den. Er war kinderlos und hatte mit seiner Frau versucht wegzukommen, ohne Erfolg. Seine Hände zitterten, er schaute ständig vom Tisch weg. Irgend etwas stimmte nicht.

„Wie lange bist du schon hier?" fragten wir.

„Das glaubt ihr mir gar nicht", antwortete er abwinkend, „schon sechs Wochen sitze ich hier. Und alles Einzelhaft."

Er betrachtete unsere eingekauften Lebensmittel. „Und einkaufen wie ihr durfte ich noch nie."

Die meisten in der Zelle hatten vier bis fünf Monate hinter sich, bei mir war es schon über ein Jahr. Gerhard staunte, als er unsere Haftzeiten erfuhr. Er zuckte immer nervöser, dann stand er auf und ging zur Zellentür. Manfred klopfte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und flüsterte: „Der spinnt."

Mir kam eine Idee.

„Bist du Raucher?" fragte ich Gerhard.

„Ja, aber ich habe keine Zigaretten."

„Lang doch zu", forderten ihn die Raucher auf und drehten gemütlich weiter.

„Danke, aber das gehört doch euch. Ich habe nichts bei mir. Wie sollte ich euch das zurückgeben?"

Wir ließen nicht locker und zwangen Gerhard regelrecht zum Rauchen.

Da wurde er ruhig und gestand, daß er draußen zwei bis drei Schachteln täglich geraucht hätte und die sechs Wochen ohne Zigaretten eine Höllenqual gewesen wären. Ab und zu hatte ihm sein Vernehmer eine Zigarette angeboten. Aber das war ein Tropfen auf den heißen Stein.

„Und jetzt komme ich zu euch und sehe den Haufen Tabak auf dem Tisch und die herrlichen Zigarettenpyramiden, und die Bude duftet vom frischen Tabak! Ich wollte am liebsten wieder aus der Zelle gehen."

„Das geht hier schlecht", beruhigte ihn Manfred. „Bleib' bei uns, wir sitzen alle im gleichen Boot, alles gehört allen. Wir freuen uns, wenn es dir schmeckt."

Gerhard war ein Gewinn für uns. Eines Tages überzeugte er einen älteren Posten, daß wir schorfige Kopfhaut hätten und eine Behandlung benötigten.

Daraufhin wurde öfters eine Flasche Franzbranntwein durch die Klappe gereicht, und Gerhard massierte unsere Köpfe. Das war eine wohltuende Abwechslung im muffigen Zellenleben.

Obwohl die Vernehmungen abgeschlossen waren, wurde ich noch einmal zu Hauptmann Henke gebracht. Er fragte, ob ich eine Stellungnahme zu meiner Untersuchungshaft abgeben wollte. Ich hatte nichts dagegen und schrieb, daß der Staatssicherheitsdienst von vornherein auf meine gerichtliche Verurteilung abgezielt habe. Ich legte dar, wie meine Verteidigung mißachtet und meinen Handlungen eine strafrechtliche Relevanz aufgezwungen wurde. Ich verwies auf die feindselige und ungerechte Taktik der Vernehmerseite, die mir den Einblick in die Gesetze verwehrt hatte. Der Hauptmann las das Papier durch und verbarg seine Verärgerung nur schlecht. Diese Einschätzung fand ich während des Aktenstudiums 1992 nicht wieder.

Das größte Problem hatte ich gelöst, Marion war nicht verhaftet worden. Das Kind wuchs durch die Hilfe meiner Schwiegereltern unbeschadet heran. Mein persönliches Schicksal bewegte sich auf eine ungewisse Zukunft zu. Aber das Bewußtsein, brutale und raffinierte Werbungen zur inoffiziellen Zusammenarbeit überstanden zu haben, machte mich innerlich so frei, daß ich der weiteren Entwicklung gelassen entgegensah. Mit dem Staatssicherheitsdienst sei ich nun fertig, dachte ich und konnte nicht ahnen, daß drei Monate später im Zuchthaus die Sache mit dem Seil passieren und ich schon wieder verhört werden würde.

Natürlich wußte ich nicht, ob und inwieweit sich der Staatssicherheitsdienst weiterhin für mich interessierte. Als ich im März 1992 einen Zeitungsartikel über die Leipziger Untersuchungshaft veröffentlicht hatte, rief mich ein ehemaliger Kommilitone des Leipziger Physikalischen Instituts, Dr. Ekkehard Ihle, an. Er schockierte mich mit der Mitteilung, daß er meinetwegen 1972 vom Staatssicherheitsdienst zu einer Unterschrift erpreßt worden sei. Als er Einzelheiten dieser Affäre erzählte, lief es mir eiskalt über den Rücken, und ich fühlte mich zurückversetzt in die grausame Zeit der Leipziger Untersuchungshaft. Ekkehard Ihle war Katholik, er fertigte Mitte der sechziger Jahre seine Diplomarbeit ebenso wie ich am Theoretisch-Physikalischen Institut an. Nach dem Studium hatten wir uns aus den

Augen verloren. Ihles Frau erwartete 1972 ein Kind. Da sie 1968 etwas mit einer Republikflucht in ihrem Bekanntenkreis zu tun gehabt hatte, versuchten es die Offiziere des Leipziger Staatssicherheitsdienstes mit ihrer Masche der Erpressung schwangerer Frauen und deren Ehemänner. Ekkehard Ihle wurde in die Dimitroffstraße vorgeladen. Unter Hinweis auf die vier Jahre zurückliegenden Handlungen seiner Frau drohten die Rumpelstilzchen, die Frau zu inhaftieren und das Kind im Haftkrankenhaus zu entbinden.

„Heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich der Königin ihr Kind."

Der in meinem Fall operativ eingesetzte Oberleutnant Tinneberg nahm Ihle mehrfach in die Zange. Dieser widerstand bei zwei Vorladungen, bei der dritten gab er im Interesse seiner Familie nach. Das Ziel war die Ausspähung meiner Verwandtschaft und Bekanntschaft. Ihle wurde als „besorgter Kommilitone" zu meinen Schwiegereltern geschickt. Er kam dort kaum über die Schwelle der Wohnungstür. Die Schergen hatten seine moralischen Skrupel unter- und seine Eignung als Spitzel überschätzt. Bei einem zweiten Versuch im Bekanntenbereich lieferte Ekkehard Ihle wiederum keine Ergebnisse ab. Inzwischen wurde das Kind geboren, Ihle konnte sich der Zusammenarbeit entziehen, was nicht leicht war.

Ekkehard Ihle fühlte sich genötigt, mich um Entschuldigung zu bitten, und berichtete in einem Leserbrief offen über seine Tätigkeit. Es ist eine bemerkenswerte Leistung, daß er dem Staatssicherheitsdienst trotz seiner Unterschrift nichts geliefert hat, in meiner Akte fand ich seinen Namen nicht.

Es ist unbekannt, ob er als Inoffizieller Mitarbeiter geführt wurde. Wenn ja, hätte ihn nach der Wende von 1989 ein absurdes Schicksal ereilt, falls er noch Angestellter der Leipziger Universität gewesen wäre: Er wäre fristlos entlassen worden. Mancher nicht enttarnte ehemalige Genosse hätte sich womöglich voller Ekel von ihm abgewandt. Das blieb ihm erspart. Anfang der achtziger Jahre reiste er in die Bundesrepublik aus.

Ihle bestätigte auch meine Einschätzung, daß der Staatssicherheitsdienst von vornherein auf meine gerichtliche Verurteilung abgezielt hatte, falls ich nicht zum Spitzel würde. Bei den Werbungsversuchen sagten ihm die Offiziere: „Fritzsch muß aus dem Verkehr gezogen

werden." Das war zu der Zeit, als ich das zweite Angebot zur Zusammenarbeit gerade abgelehnt hatte.

Ihle war nicht der einzige aus meinem Bekanntenkreis, der angeworben werden sollte. Einer meiner Bekannten aus der Bundesrepublik wurde vom Staatssicherheitsdienst bedrängt, Inoffizieller Mitarbeiter zu werden. In den sechziger Jahren hatte er mich mehrfach zur Leipziger Messe besucht. Unter Hinweis auf seine „staatsfeindlichen" Kontakte haben ihn erstklassige Spezialisten des Staatssicherheitsdienstes in Ostberlin bearbeitet. Sie wurden angeführt vom Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung, Markus Wolf. Dessen Identität hat mein Bekannter damals vermutet und später bestätigt gefunden. Er hat widerstanden und die DDR daraufhin nicht mehr besucht.

Der Prozeß

Der Prozeß begann am 28. Mai 1972, fast genau vier Jahre nach Sprengung der Universitätskirche. Die Öffentlichkeit war für die Verhandlung vor dem 1a Senat des Bezirksgerichts Leipzig ausgeschlossen. Nicht einmal mein Frau durfte den Gerichtssaal betreten. Es handelte sich, so die Begründung, um vertrauliche und geheime Vorgänge, die den Fortbestand des Staates und den des Sozialismus aufs äußerste gefährdeten. Staatsanwalt Schulze klagte an, die Anklageschrift war vom Leiter der Staatsanwaltschaft des Bezirkes Leipzig, Kurzke, unterschrieben.

Oberrichter Poller, der schon die Prozesse gegen die anderen Inhaftierten geführt hatte, kam mit mehreren Minuten Verspätung und beteuerte, daß der vorgesehene gesellschaftliche Vertreter, Herr Dr. Pliquett vom Institut für Biophysik, wahrscheinlich verhindert sei.

„Wir haben seit Tagen alles versucht, mit dem gesellschaftlichen Vertreter Verbindung aufzunehmen, aber leider vergeblich."

Das war eine bittere Enttäuschung. Nach Paragraph 53 der Strafprozeßordnung war die Teilnahme eines Vertreters des Arbeitskollektivs am Prozeß erlaubt. Bei politischen Prozessen trat häufig ein „gesellschaftlicher Ankläger" auf, der gemäß Paragraph 55 der Strafprozeßordnung die „Empörung in der Öffentlichkeit" zum Ausdruck bringen sollte. In den Betrieben fand man dafür oft genug Leute, die Pluspunkte für ihre Laufbahn sammeln wollten. Zahllose politisch Verurteilte haben unter den gesellschaftlichen Anklägern unsäglich gelitten.

Ich habe niemanden kennengelernt, der nach Paragraph 56 einen „gesellschaftlichen Verteidiger" gestellt bekommen hat. Dieser Paragraph war eben nur ein scheindemokratisches Mäntelchen. Das Glück, ohne gesellschaftlichen Ankläger in den Prozeß zu gehen, verdankte ich den Professoren Beier vom Institut für Biophysik und Hofmann vom Physiologisch-chemischen Institut der Leipziger Universität. Wie sich später herausstellte, hatten die Anklagevertreter

einen solchen Ankläger gewinnen wollen, doch haben beide Professoren diese Versuche abgewehrt. Man hatte dann Dr. Glaß von der Biophysik gezielt angesprochen. Er hat auch abgelehnt. Widerwillig akzeptierte man den als aufrecht bekannten Dr. Pliquett, der den Mut aufbrachte, nicht als gesellschaftlicher Ankläger, sondern einfach als gesellschaftlicher Vertreter teilzunehmen.

Nach der Haftentlassung erfuhr ich den wahren Hergang der Einladung an Dr. Pliquett: Erst am Morgen des Prozeßbeginns rief das Leipziger Bezirksgericht im Institut für Biophysik an und teilte der Sekretärin mit, daß die Gerichtsverhandlung beginne. Falls Herr Dr. Pliquett großen Wert darauf lege aufzutreten, könne er das, aber wenn er dringende Arbeiten zu erledigen habe, sei sein Fernbleiben nicht weiter schlimm.

Die Rechnung des Bezirksgerichts Leipzig war klar: Wer drängt sich danach, in einem politischen Prozeß aufzutreten? Welcher Wissenschaftler hat nicht ständig dringende Arbeiten zu erledigen? Aber Fritz Pliquett, ein Nachfahre der Hugenotten, hatte Erfahrungen mit dem System, angefangen bei der Verhaftung seiner Mutter bis zur Verweigerung einer Professur, weil er nicht Mitglied der Partei wurde.

Der Richter leitete die Verhandlung ein und putzte mich als moralisch verkommenes Subjekt herunter.

„Dieser Vorgang beweist einmal mehr die Erkenntnis der Arbeiterklasse, daß Politik und Moral eine Einheit bilden. Wo der politische Standpunkt von der Linie der Partei der Arbeiterklasse abweicht, stimmt auch die Moral nicht mehr. Der Angeklagte liefert dafür den Beweis."

Er schaute mich verächtlich an.

„Nicht, daß wir Ihre moralischen Verfehlungen gerichtlich verfolgen wollen, aber sie passen nicht nur zu Ihren staatsfeindlichen Tätigkeiten, sie bilden zusammen eine dialektische Einheit."

Die leidige politisch-moralische Einheit begleitete mich hartnäkkig. Der Anwalt hatte mir eingeschärft, mich nicht provozieren zu lassen. Ich unterbrach den Richter trotzdem:

„Was meinen Sie mit Verfehlungen außerhalb der politischen Anklagepunkte?"

„Ich habe mich nicht zu rechtfertigen", entgegnete der verdutzte

Richter, „Ihre moralischen Verfehlungen sind dem Gericht bekannt, aber das soll hier nicht gerichtlich gewürdigt werden. Sie können sich beruhigen."

„Ich bitte Sie, mir zu sagen, von welchen Verfehlungen Sie reden."

Der Richter blickte fragend die Schöffen an, die sich nicht rührten. Dann lehnte er sich zurück:

„Gegen Sie mußte doch wegen Fälschung einer Beurteilung ein Disziplinarverfahren eröffnet werden."

Da war sie wieder, die hinterhältige Verleumdung. Die Genossen Kommilitonen am Physikalischen Institut hatten ganze Arbeit geleistet.

„Das ist eingestellt worden wegen mangelnder Beweise. Die Vorwürfe waren falsch", entgegnete ich.

Der Richter ging auf diesen Punkt nicht ein und setzte ohne weitere Unterstellungen die Verhandlung fort.

Während einer Verhandlungspause gelang es meinem Rechtsanwalt, mich auf dem Korridor kurz unter vier Augen zu sprechen. Das war nicht einfach, da uns ständig zwei Posten vom Staatssicherheitsdienst auf den Fersen waren.

„Die angeblich von Ihnen formulierte Beurteilung am Ende Ihres Studiums war an das Kriminaltechnische Institut in Berlin zur Untersuchung geschickt worden. Es konnte nichts festgestellt werden, was auf Ihre Beteiligung bei der Abfassung hinweist. Ich sage Ihnen das, damit Sie sicher sind, daß aus dieser Richtung nichts mehr kommen wird. Aber", er drehte sich wie ein Verfolgter nach den näherrückenden Sicherheitspolizisten um, „ich flehe Sie an, behalten Sie das für sich! Ich darf es Ihnen nicht sagen. Es ist kein Beweisstück im Prozeß."

Da sich ein Offizier des Staatssicherheitsdienstes zu uns gesellte, fuhr der Anwalt mit dem in der DDR geschulten Geschick, beim Erscheinen Dritter mitten im Satz das Thema zu wechseln, fort:

„Bleiben Sie in allen Punkten bei der Wahrheit, dann haben wir vielleicht die Chance, das Strafmaß ein wenig zu mildern."

So war das bei politischen Prozessen in der DDR. Die Angeklagten durften nicht einmal in der Prozeßpause unbelauscht mit ihrem Anwalt sprechen. Dem Anwalt war es verboten, über Beweismittel, die seinen Mandanten entlasteten und deswegen von der

Staatsanwaltschaft und vom Gericht zurückgehalten wurden, zu reden.

Während der Staatsanwalt die Anklageschrift verlas, wurde Dr. Pliquett hereingelassen. In lässiger Laborkleidung, gar nicht gerichtswürdig, nahm er Platz. Nach dem Telefonat war er schnurstracks zum Gericht geeilt, gerade daß er noch die geliebten alten Pantoffel, die er so gern im Labor trug, gegen Straßenschuhe ausgetauscht hatte. Für mich war es wichtig, daß Fritz Pliquett den Prozeß miterlebte. So würde es später einen vertrauenswürdigen Menschen geben, der einen kurzen Blick wenigstens in das Auslieferungslager der Untersuchungshaft beim Leipziger Staatssicherheitsdienst geworfen hatte. Pliquetts Auftritt war ein Meisterstück. Er verteidigte mich in einer etwa einstündigen Rede. Dabei flocht er gescheite Anmerkungen ein wie:

„Natürlich wußten wir, daß der Angeklagte nicht der Allerüberzeugteste war, was die Politik in unserem Staat betrifft. Seine Einstellung fand ich aber immer ganz anregend. Seine Äußerungen waren nie gefährlich oder schädlich für das Kollektiv." Der letzte Satz war besonders wichtig.

Der Prozeß zog sich eine Woche lang hin. Am Montag und Dienstag wurde verhandelt und plädiert, am Freitag das Urteil verkündet. Um die spärlichen Vorgänge als eine großangelegte staatsfeindliche Tätigkeit erscheinen zu lassen, walzten Oberrichter und Staatsanwalt jedes Detail lang und breit aus. Aber getretener Quark wird breit, nicht stark.

Annerose Niendorf trat als Zeugin auf. Die Einzelheiten ihrer Fluchtvorbereitung und die politischen Gespräche gab sie zu, lehnte es jedoch ab, mich als Staatsfeind einzuschätzen. Dabei nannte sie sich selbst eine überführte Staatsfeindin. Das Gericht konnte mit ihren Aussagen nicht viel anfangen. Klaus Knödel war aus der Potsdamer Untersuchungshaftanstalt nach Leipzig als Zeuge zu meinem Prozeß verbracht worden. Nachdem sich aber Pliquetts Auftritt und die Zeugenaussagen von Annerose Niendorf als Pleite für das Gericht entpuppt hatten, führten sie Klaus Knödel gar nicht mehr vor. Dabei hätte ich ihn gern einmal wiedergesehen.

Gespenstisch wurde es, wenn der Richter auf den Ostberliner Anwalt Vogel zu sprechen kam. Was sie mir da genau vorwarfen,

habe ich nie richtig begriffen. Da war von Abwerbungen in die Bundesrepublik die Rede, mit denen ich nichts zu tun hatte. Daß Lothar Hill sich Dr. Vogel als Verteidiger bestellt hatte, wurde als eine Art feindliche Handlung gewertet. Das Verrückte dabei war, daß ich selbst diesen Anwalt zum Verteidiger hatte, nur vertreten durch einen Leipziger Anwalt. Ich hatte den Eindruck, daß der Leipziger Staatssicherheitsdienst gerichtskundiges Material gegen Vogel sammeln wollte.

Meinen Anwalt strengte der Prozeß außerordentlich an. Ich merkte bald, daß er in wichtige Einzelheiten keinen Einblick bekommen hatte. Richter und Staatsanwalt hatten alle Informationen über mich und viel Zeit für die Vorbereitung gehabt. Der Rechtsanwalt hatte die Anklageschrift und die Gerichtsunterlagen erst wenige Tage vor dem Prozeß erhalten. So mußte ich mich meistens selbst verteidigen. Das Auftreten von Richter und Staatsanwalt war so feindlich gegen den Anwalt und mich, daß der schlichte Satz des Verteidigers: „Mein Mandant wünscht eine Bemerkung zu machen" schon eine mutige Wortmeldung war.

Der Staatsanwalt beantragte sechs Jahre strengen Strafvollzug, also Zuchthaus. Der Rechtsanwalt schlug daraufhin fünf vor. Am Freitag, dem 2. Juni 1972, verkündete Richter Poller, daß er im Namen des Volkes dem Antrag der Staatsanwaltschaft gefolgt sei. Damit erhielt ich die höchste aller Strafen, die gegen die „staatsfeindliche Gruppe" verhängt wurden. Die Urteilsbegründung strotzte von Ungenauigkeiten, die zwar oft belanglos waren, mir aber zeigten, wie oberflächlich sich das Gericht mit der Angelegenheit wirklich befaßt hatte. Und im Urteil fanden sich die Sätze:

„Er fand Verbindungen zu Studenten, die eine ablehnende und negative Haltung zu unserem Staat hatten und dadurch verfestigte sich auch seine ablehnende Einstellung zur DDR. Das führte so weit, daß gegen ihn ein Disziplinarverfahren durchgeführt wurde."

Kein Wort vom Freispruch durch den Disziplinarausschuß! Oberrichter Poller kannte die Vorgänge um dieses verleumderische Verfahren genau. Er hatte ein kriminaltechnisches Gutachten anfertigen lassen, das meine korrekte Handlung bestätigte. Trotzdem hat er dieses Disziplinarverfahren mit trickreicher Formulierung als moralischen Fehltritt in die Urteilsbegründung eingearbeitet. Die Lügen-

saat unserer mutigen Genossen Kommilitonen vom Physikalischen Institut hatte reiche Ernte gebracht.

Die gerichtliche Würdigung durch Oberrichter Poller wies nicht den geringsten Unterschied zur Anklageschrift der Staatsanwaltschaft auf. Zwischen Staatsanwaltschaft und Staatssicherheitsdienst wiederum gab es auch keinen Unterschied. So hat letztlich der Vernehmer Püchner mit seinen erpreßten Protokollen die Urteilsbegründung vorgezeichnet.

Die Politiker der SED rühmten sich ihrer demokratischen Errungenschaften. Dazu gehörte die Beteiligung der Gesellschaft an Gerichtsprozessen, personifiziert durch die gesellschaftlichen Ankläger, Verteidiger oder Vertreter. Obwohl Dr. Pliquett zu meinem Prozeß offiziell geladen war und über eine Stunde gesprochen hat, wird er im Urteil mit keinem Wort erwähnt. Nicht einmal bei der Aufzählung der an den Sitzungen teilgenommenen Personen taucht der Name Pliquett auf! Oberrichter Poller sowie die mitunterzeichnenden Schöffen Frau Hiller und Herr Linaschk erwiesen sich mit dieser Ignorierung des geladenen gesellschaftlichen Vertreters ebenfalls als Verräter an der sozialistischen Demokratie.

Die „staatsfeindliche Gruppe" junger Leipziger Naturwissenschaftler war damit zerstört. Gesprächsabende gab es nicht mehr. Persönliche Beziehungen blieben erhalten. Feindschaften hat der Staatssicherheitsdienst nicht erzeugen können.

Als ich mit meinen sechs Jahren in die Zelle zurückkam, herrschte beklommenes Schweigen den ganzen Abend lang. Keiner konnte sich sechs Jahre Zuchthaus vorstellen.

In der Woche nach dem Prozeß durfte ich die Urteilsbegründung stundenweise in einer Sonderzelle einsehen. Nun reichte man mir endlich Strafprozeßordnung, Strafgesetzbuch, Papier und Bleistift. Die Frage war: Berufung oder nicht. Ich beantragte eine Aussprache mit Marion. Ablehnung ohne Begründung. Angesichts der langen Strafe sollte man natürlich über eine Ausreise in die Bundesrepublik nachdenken. Eine Berufung würde eine solche Ausreise verzögern. Andererseits hatte Marion ihre Position am Leipziger Rundfunk-Sinfonieorchester behalten können. Vielleicht lag ihr nicht viel an einer Ausreise.

Die Woche verstrich. Aber die von falschen Angaben strotzende

Urteilsbegründung durfte so nicht stehenbleiben. Nach einem Gespräch mit dem Anwalt beschloß ich, wenigstens einen Widerspruch an das Gericht zu schicken mit dem Antrag, bestimmte Unstimmigkeiten in der Urteilsbegründung richtigzustellen.

Bis Freitag, den 9. Juni, zum Dienstschluß um 16 Uhr mußte ich die Eingabe beim Bezirksgericht in Leipzig eingereicht haben, sonst wäre sie hinfällig gewesen. Ich schrieb die wichtigsten Ungenauigkeiten zusammen. Am Morgen des 9. Juni klopfte ich an die Zellentür, um zum Gericht geführt zu werden. Man ließ mich warten. Mittags meldete ich mich erneut und machte diese Sache sehr dringlich. Wieder geschah nichts. Am Nachmittag klopfte ich alle halben Stunden an die Tür, da die Frist zur Abgabe bedrohlich näher rückte. Erst nach halb vier wurde ich abgeholt. Ich ahnte nicht, daß dieser bewachte Gang ins Gericht mit einem kurzen Ausflug in die Freiheit enden würde.

Zum Glück eskortierte mich der ruhige blonde Läufer, der die Inhaftierten wie Menschen behandelte. Ein Posten wartete bereits an der Stahltür zum Gerichtsgebäude und schloß auf. Der Läufer hatte auf einem Zettel die Zimmernummer eines Richters stehen, bei dem ich meine Eingabe abgeben sollte.

Der Richter seufzte:

„Mit einem solchen Schriftstück gehen Sie in die Berufung, das bedeutet Neuaufnahme des Verfahrens und Wiederholung der Verhandlung."

Ich entgegnete, daß ich mit dem Anwalt dieses Vorgehen besprochen habe. Das sei kein Berufung, sondern ein Antrag auf Berichtigung von Unstimmigkeiten in der Urteilsbegründung.

„Ich kann nicht zulassen, daß etwas Falsches über öffentlich bekannte Personen in die Akten eingeht."

„Dann müssen Sie eine Eingabe an das Oberste Gericht schicken. Wenn Sie Ihr Schreiben jetzt auf meinem Schreibtisch liegen lassen, bedeutet das Berufung. Meine Arbeitszeit ist in zehn Minuten beendet, bis dahin müssen Sie sich entschieden haben."

Der Richter erlaubte mir nicht, meinen oder irgendeinen anderen Anwalt zu sprechen. Er ließ mich einen Blick in die Prozeßordnung und einen Stapel weiterer Gesetzestexte werfen. Zehn Minuten waren knapp für einen Laien, um spitzfindige Rechtsfragen auf dem Grenz-

gebiet zwischen Berufung und Eingabe zu entscheiden. Ich ließ mir bis vier Uhr Zeit. Der Richter schloß seinen Schreibtisch ab und griff zur Aktentasche. Draußen brannte die Sonne, ein prächtiges Wochenende kündigte sich an.

Kurzentschlossen ergriff ich die Eingabe und ließ mich zurückführen. Ich schickte das Schreiben später an das Oberste Gericht. Das nahm meine Einlassungen „zur Kenntnis", ohne am Urteil etwas zu ändern.

Wir trabten zurück zum Staatssicherheitsdienst. Das graue Stahltor zur Haftanstalt war verschlossen. Der Läufer erschrak. Er klopfte und hämmerte gegen das Tor. Es rührte sich nichts. Er blieb stehen und schwieg eine Minute.

„Haben Sie keinen Schlüssel?" fragte ich, wohl wissend, daß jedes Gespräch mit dem Läufer streng verboten war.

„Nein", flüsterte der Läufer und schüttelte den Kopf.

Mir war das recht. So konnte ich etwas Freiheit genießen, wenn auch nur am Hinterausgang des Gerichtsgebäudes. Der Läufer schwitzte mehr, als es der heiße Tag erforderte.

„Wir sind zu lang bei dem Richter gewesen. Der Posten ist nicht mehr da", erklärte er mir die Lage entgegen der Vorschrift.

Nach einer weiteren Schweigeminute fragte ich, was er denn zu tun gedenke. Der Läufer zog die Schultern hoch.

„Rufen Sie doch drüben an!"

„Geht nicht", war die knappe Antwort.

„Warum nicht?"

Der Läufer winkte nur ab mit einer Miene, die sagte: Wenn Sie wüßten, was hier alles nicht geht.

Wieder warten. Dann fingerte der Läufer unbeholfen an seiner Pistole herum, die ans Koppel geschnallt war.

„Würden Sie Unsinn machen, wenn wir jetzt außen herum in die Haftanstalt zurückkehren?"

Das war ein Angebot.

„Abhauen hätte doch wenig Sinn für mich", entgegnete ich.

„Wenn Sie abhauen, muß ich schießen." Ihm zitterten die Hände.

Was hätte es gebracht, die Gelegenheit zur Flucht zu nutzen? Marion und womöglich das Kind hätten darunter zu leiden gehabt. Wir begaben uns auf den Weg.

„Gehen Sie drei Schritte vor mir her", belehrte mich der Läufer, „links die Harkortstraße entlang, dann biegen Sie in die Beethovenstraße ein, dann wieder links zum Tor in die Haftanstalt."

„Ich kenne mich hier aus, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen", beruhigte ich als Gefangener den Bewacher. Wir gelangten zum Tor des Gerichtsgebäudes. Von zwei Angestellten oder Besuchern wurden wir überholt. Die merkten nichts. Als ich das Tor öffnete, traf es mich wie ein Blitzschlag. Vierzehn Monate hatte ich keinen normalen Menschen gesehen, keinen Baum, keinen Strauch, nicht einmal ein grünes Blatt. Die Augen wurden von dem Sonnenlicht schmerzhaft geblendet. Eine dichte Autoschlange schleppte sich an diesem Freitagnachmittag in beiden Richtungen durch die Harkortstraße. Alles war so laut und quirlig. Drei Studentinnen schlenderten vor uns her. Sie klagten über irgendwelche Prüfungen. Ein neuer Autotyp fiel mir auf. Es war der Shiguli, davon hatte ich in der Zeitung gelesen. Ich konnte die Fülle der Eindrücke nicht verarbeiten. Da kam mir nach wenigen Metern der Gedanke, dieser ungewöhnliche Ausflug könnte von jemandem aus dem Westen als eine Befreiungsaktion organisiert worden sein. Was sollte ich tun, wenn ich plötzlich angesprochen und vor die Wahl gestellt würde, zu fliehen oder zu bleiben? Vielleicht tauchte jetzt gleich Stefan auf und begrüßte mich ironisch:

„Wie nett, dich hier wiederzusehen."

Vielleicht saß Harald um die Ecke in einem schnellen Flitzer mit geöffneter Tür und laufendem Motor und forderte mich auf einzusteigen.

Es war Unsinn, die wenigen Minuten Freiheit mit grübelnden Fluchtgedanken zu verschwenden. Im Schnittgerinne lag eine Zeitschrift mit verwaschenen bunten Bildern, ein „Eulenspiegel". Das jetzt lesen können! Aber falls ich mich danach bückte, würde der Läufer vielleicht das Schießeisen zücken. Bevor wir um die Ecke in die etwas stillere Beethovenstraße einbogen, schätzte ich die Möglichkeiten ab, mich meiner Schuhe, deren Senkel sie wegen Selbstmordgefahr abgenommen hatten, zu entledigen und den Berufsverkehr unter großer Gefahr zu kreuzen und auf der anderen Seite Richtung Park zu fliehen. Ich kannte das Gelände gut. Aber ich sah keinen Sinn darin.

In der Beethovenstraße betrachtete ich die entgegenkommenden Menschen. Niemand merkte etwas. Links lag das Gebäude des Bezirksstaatsanwalts, rechts hing noch das riesige Schild mit der großen braunen Geige von Marions Geigenbauer Franke. Lachende Kinder stürmten vorbei. Die Studentinnen liefen immer noch vor uns her. Sie trugen merkwürdige kurze Hosen, hot pants, eine Mode, die es vor April 1971 noch nicht gegeben hatte.

Vor dem Tor verlangsamte ich den Schritt und atmete noch einmal tief durch. Das mußte für viele Jahre reichen.

„Die mündlichen Prüfungen sind das Schlimmste, was es auf der Erde gibt", stöhnte eine der Studentinnen. Dann marschierten wir durch das Tor in die Haftanstalt.

Bei Räubern und Mördern

Zunächst brachten sie mich in eine Haftanstalt im Leipziger Süden. Sie lag an der Alfred-Kästner-Straße und hieß bei den Gefangenen Kästnerpiepe. Ich wartete auf den Weitertransport. Welche Strafvollzugsanstalt vorgesehen war, wurde mir nicht mitgeteilt. Mit einem wegen Diebstahls verurteilten Jugendlichen und einem Sittlichkeitsverbrecher wurde ich in eine Zelle geschlossen.

„Du hast über ein Jahr bei der Stasi gesessen und lebst noch?"

Frank, der kaum achtzehn Jahre alt war, aber schon seinen zweiten Aufenthalt hinter Gittern verbrachte, konnte es kaum fassen.

„Also egal, in welchen Knast du kommst, mit über einem Jahr Stasi biste gleich der King."

Frank weihte mich in den Knast ein.

„Wenn sie dich auf deine Zelle bringen und da liegt ein sauberes Handtuch hinter der Zellentür auf dem Fußboden, darfste nicht vorsichtig sein und mit einem großen Schritt drübersteigen oder gar das Handtuch aufheben und fragen, wem das runtergefallen ist. Das wäre fatal. Da mußte voll drauflatschen und deine Schuhe richtig dran abwischen. Da biste gleich der King."

Das war nicht der einzige Ratschlag.

„Wenn ihr die Bude saubermacht, kann es sein, daß sie deine Geschicklichkeit testen wollen. Dann nehmen sie einen Eimer voll Wasser, einer steigt auf einen Schemel und hält den Eimer hoch. Ein anderer preßt den Eimer mit dem Schrubber gegen die Zellendecke und fragt dich, ob du das auch kannst. Faß ja nicht an!" warnte Frank, „die wollen dich linken. Die lassen dich dann stundenlang allein mit dem Wassereimer an der Decke stehen, bis du losläßt. Da biste der Gelackmeierte und kannst die ganze Bude aufwischen. Am besten stellste dich dumm, tust so, als wolltste den Schrubber anfassen, läßt aber den, der den Eimer hält, allein stehen. Ich sage dir, da biste gleich der King."

Frank konnte nicht ahnen, daß sich die Leipziger Genossen für mich einen weniger amüsanten Strafvollzug ausgedacht hatten.

Ich wurde mit drei anderen zum Friseur geführt.

„Halt", rief der Posten, als es wegen einer entgegenkommenden Kolonne eng wurde. Ich stellte mich mit dem Gesicht zur Wand und verschränkte die Hände auf dem Rücken. Seit fünfzehn Monaten lebte ich mit dem Gesicht zur Wand.

„Drehen Sie sich herum!" brüllte mich der Wachtmeister an. Da merkte ich, daß meine Mithäftlinge andersherum standen. Ein weißhaariger, alter Wachtmeister kam später auf mich zu und fragte:

„Kommen Sie von dort drüben?" Dabei nickte er mit dem Kopf in Richtung Dimitroffstraße.

„Ja."

„Wir haben eine andere Ordnung", klärte er mich ruhig und höflich auf. „Hier bleiben Sie auf dem Gang immer mit dem Rücken zur Wand stehen." Und flüsternd: „Wir sind nicht bei der Gestapo."

In der Kästnerpiepe riefen sich die Gefangenen über den Hof Grüße und alle möglichen Mitteilungen zu. Das war zwar nicht erlaubt, aber so streng ging es hier nicht zu. Wenn etwas besonders Heiteres über den Hof gebrüllt wurde oder jemand ein gefühlvolles Lied von der Freiheit sang, meldete sich manchmal einer mit heller, deutlicher Stimme: „Das macht Spaß, das macht Laune."

Bei „Spaß" hob er die Stimme an, um sie bei „Laune" klangvoll fallen zu lassen. Vielleicht war der Mann einmal Ausrufer auf einem Jahrmarkt gewesen.

Fast täglich war Frühsport. In zwei Durchgängen mußten wir nacheinander auf den Hof rücken. Dort lernte ich den Berliner Chemiker Wolfgang St. kennen, der mit über fünfzig Jahren ein schon etwas älterer Republikflüchtling war. Er verlor nie den Humor. Er glaubte an seine bald bevorstehende Ausreise in die Bundesrepublik und fühlte sich schon als Westbürger. Er freute sich, „ohne Eintritt" eine so interessante Welt kennenzulernen. Einmal turnte Klein-Zack vor, ein kleiner, übereifriger Unterwachtmeister. Die Knastbrüder wackelten lustlos mit Armen und Beinen. Zum Abschluß gab es Liegestütze, für die meisten ein Graus.

„Machen Sie mit!" brüllte Klein-Zack. Die viel zu weite Schirmmütze rutschte ihm übers Ohr. Kaum jemand hörte auf ihn. Da wurde er grimmig: „Wer jetzt noch aus der Reihe tanzt, bekommt Nachschlag!"

„Nachschlag" hieß erneute Anklage mit der sicheren Aussicht auf Verlängerung der Strafe. Ein Beinamputierter und ein Blinder, die an der sonnigen Wand standen, mußten sich einreihen, weil sie gelacht hatten. Ihnen verordnete er Armkreisen.

„Liegestütze! Eins!"

Das hieß, auf die Erde in den Stütz gehen. Klein-Zack sprang auf ein kleines Podest, damit er als Vorturner besser zu sehen war. Dabei flog ihm die Schirmmütze vom Kopf und rollte ein paar Meter weit weg. Wir verbissen mühevoll das Lachen. Als Klein-Zack der Mütze hinterherschwankte, trompetete aus einem Fenster hoch oben die Jahrmarktstimme hell und klar über den Hof:

„Das macht Spaß, das macht Laune."

Aus. Innerhalb einer halben Sekunde lag alles flach. Wolfgang St. hämmerte mit den Fäusten auf den Boden:

„Und det alles ohne Eintritt!"

Der alte, weißhaarige Wachtmeister übernahm das Kommando und ließ einrücken.

Im Juli begann der Transport. Mit Wolfgang St. wurde ich an Handschellen gelegt. Die Grüne Minna karrte einen Trupp von zwanzig Leuten zum Leipziger Hauptbahnhof. Keiner wußte, wohin es ging. Der Bahnsteig deutete auf eine östliche Richtung. Torgau war im Gespräch. Dort hatte Ende der fünfziger Jahre Studentenpfarrer Schmutzler gesessen. Ein alter Knastbruder stöhnte:

„Wenn wir nach Torgau kommen, heißt der erste Satz: ‚Sie sind hier in Torgau. Torgau mit hartem T!' Ich bin mal dort gewesen, die sind wirklich hart."

Wir landeten in Cottbus. In einem Raum von vielleicht vierzig Quadratmetern schliefen über dreißig Leute in dreistöckigen Betten. Die Dicken hatten ihre Betten vorn, da sie sich kaum einen Weg nach hinten bahnen konnten. Das heitere Wesen Wolfgangs überbrückte manch entsetzliche Stunde in Cottbus. Es wurde kein Unterschied gemacht zwischen Politischen, Kriminellen, Sittlichkeitsverbrechern und Arbeitsscheuen. Nach dem Strafgesetzbuch von 1968 durfte der Begriff „Politischer Strafgefangener" nicht mehr verwendet werden. Alle Strafgefangenen waren kriminell. Alle mit Strafen über zwei Jahren waren Verbrecher. So war auch ich laut Urteil ein richtiger Verbrecher.

Die ersten Homosexuellen traten in Erscheinung, aber das verblaßte im Gegensatz zu dem, was ich noch erleben sollte. In Cottbus verbrachte ich drei Wochen auf der Transportstation und wartete auf einen Hinweis, wie es weitergehen würde. Leider wurde der humorvolle Wolfgang St. bald abgeholt. Ich sah ihn nie wieder.

Eines Morgens mußte ich mit einem Dutzend anderer Gefangener antreten. Transport. Der Zug hielt in Berlin, Station Rummelsburg. Rummeline nannten die Gefangenen das dortige Gefängnis. Ich kam mit einem Leipziger zusammen, der mir beibringen wollte, wie man in der Urlaubszeit völlig ungefährlich bei Ärzten durchs Dachfenster kriechen und das Geld herausholen kann.

„Das ist die einzige Methode, die klappt, alles andere kannste vergessen", belehrte er mich. Da er deswegen schon zum vierten Mal saß, habe ich es später unterlassen, seinen gutgemeinten Empfehlungen Folge zu leisten.

Der Aufenthalt in Berlin dauerte zwei Tage. Kaum zu glauben, daß es nur ein paar Kilometer bis zum Brandenburger Tor und nach Westberlin waren. Dann wieder Transport. Wohin? Keine Antwort. Etwa zehn Gefangene warteten im Gang.

Der wachhabende Leutnant besprach sich mit anderen Offizieren. Da schlich der Leipziger Dieb unbemerkt zu den bereitliegenden Karteikarten, fingerte darin herum, zog sich blitzschnell zurück und flüsterte mir ins Ohr:

„Du kommst nach Brandenburg."

Wir fuhren tatsächlich Richtung Schönefelder Kreuz. Durch ein kleines vergittertes Fenster zur Fahrerkabine der Grünen Minna sah ich ab und zu ein paar Fetzen von Berlin und Umgebung. Ab Schönefelder Kreuz ging es westwärts. Es war am frühen Abend, wir fuhren einer großen roten Sonne entgegen. Ab Michendorf zischten die Westwagen an uns vorbei. Kaum zu glauben, daß die Insassen eben noch das Brandenburger Tor von der Westseite aus gesehen hatten. Am Abend rollte die Grüne Minna durchs Brandenburger Gefängnistor.

Für ein paar Tage wurde ich mit zwei Diebstahlprofis in eine Eingangszelle gesperrt. Die prahlten von ihren Raubzügen.

„Fünf Minuten Angst macht man immer durch", waren sie sich einig.

Die reichste Beute waren 17 000 Mark, die einer der beiden angeblich im Tresor eines Arztes aufgestöbert hatte. Am Mittag des folgenden Tages knatterte eine Hubschrauberstaffel mit ohrenbetäubendem Lärm tief über das Zuchthaus hinweg. Die kamen jeden Tag. Warum, wußte keiner so genau. Vielleicht fotografierten sie täglich die Anstalt, vielleicht war es einfach Psychoterror.

In Brandenburg hatten zahlreiche Inhaftierte lebenslänglich, kurz „LL". Außer den politisch Gefangenen gab es zwei große Gruppen von Inhaftierten. Da waren zunächst die richtigen Diebe und Räuber, die man dort erwartete. Sie hatten nichts weiter getan, als die „Unachtsamkeit bestraft", mit der manche Mitbürger ihre Wertsachen aufbewahren, und mitunter hatten sie auch einmal jemandem, der sich wehrte, „ins Gesicht gefaßt". Ein großer Teil von ihnen war in Waisenhäusern herangewachsen. Sie fühlten sich der anderen Gruppe, den Mördern, moralisch überlegen.

Die Mörder waren zumeist Leute mit ordentlichen Berufen und guter Ausbildung.Viele hatten ihre Frau oder Freundin mit einem anderen überrascht und im Jähzorn zugeschlagen, auffallend oft im Alter von neunzehn Jahren. Sie wiesen ihrerseits den Vergleich mit verhaltensgestörten Karnickeldieben weit von sich.

Während des Freigangs sprach ich ein paar Mal mit den wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit lebenslänglich Verurteilten aus der Nazizeit. Da ich neu war, fragten sie mich nach dem Leben draußen aus. Das lag bei mir allerdings auch schon über ein Jahr zurück. Diese Männer waren äußerst zurückhaltend. Über Politik redeten sie mit mir nicht. Ihre Gesichter waren stumpf und leer. Sie hatten sich mit allem abgefunden:

„Wir geben hier drinnen den Löffel ab."

Wir politischen Strafgefangenen hatten keine Sonderstellung. Von den anderen Gefangenen wurde uns jedoch grundsätzlich eine gewisse Achtung entgegengebracht. Im Gegensatz zu den Kriminellen hatten wir kein schriftliches Urteil in der Hand und konnten keinem Mitgefangenen beweisen, daß wir tatsächlich Politische waren.

Einige machten sich Mut mit der Parole:

„Lieber stehend sterben als kniend leben."

Brandenburg war eine geschlossene Anstalt. Die Strafgefangenen

arbeiteten in verriegelten Fabrikhallen, während der arbeitsfreien Stunden wurde man in Zellen eingeschlossen. Unregelmäßig gab es etwa eine halbe Stunde Freihof. Sechs Tage in der Woche wurde gearbeitet, Urlaub gab es nicht. Besuch von Angehörigen wurde einmal im Vierteljahr gestattet, für drei Mark durfte dabei etwas zu essen mitgebracht werden. Briefe durfte man einmal im Monat schreiben und erhalten. Als ich im ersten Brandenburger Monat außer von meiner Frau auch noch je einen Brief meines Bruders und meiner Schwester erhielt, rüffelte mich der Offizier auf der Eingangsstation:

„Das hört sofort auf, daß Ihnen Krethi und Plethi schreiben. Teilen Sie Ihren Angehörigen mit, daß nur ein Brief im Monat weitergeleitet wird."

Bemerkenswert war der Arzt bei der Einstellungsuntersuchung, auch ein Inhaftierter. Er stammte ebenfalls aus Leipzig und saß schon zum zweiten Mal für viele Jahre wegen politischer Vergehen. Er kannte einige mir bekannte Leipziger und fragte mich gründlich aus. Inwieweit man ihm vertrauen konnte, war unklar. Aber von diesem Arzt würde ich später noch einmal Wichtiges erfahren.

Auf der Eingangsstation erzählte mir ein Wiederholungstäter, wie die Zuchthausarbeit organisiert wird.

„Wenn du Glück hast, kommst du in die Schneiderei und hast leichte Arbeit. Vielleicht stecken sie dich aber in die Tischlerei; dort kannst du Pech haben und einen schweren Job bekommen. Egal, wo du bist, überall wird sechs Tage pro Woche in drei Schichten gearbeitet. Alle drei Wochen Nachtschicht, das schlaucht dich ganz schön. Manchmal kann sonntags freiwillig gearbeitet werden. Da gibt es ein paar Pfennige mehr in die Tasche, also machen alle mit. In der Zelle ist es sowieso stinklangweilig."

„Was kann man denn hier verdienen?" fragte ich.

„Ein paar Mark im Monat. Wenn du sonntags arbeitest, kannst du auf einen Spitzenlohn von dreißig Mark im Monat kommen. Meistens ist es aber weniger als zehn Mark. Manche verdienen gar nichts. Es geht eben alles drauf für Kost und Logis. Und für die Leibgarde natürlich."

„Und wer kocht das Essen?"

„Hier machen die Gefangenen alles selbst. Die Küche, die Wäscherei, die Haustechnik, alles Selbstversorgung. In solche Abteilun-

gen wirst du aber kaum hinkommen, die Leute sind ausgesucht und werden auffallend oft vorzeitig entlassen. Da mußt du vorsichtig sein. Ich wünsche dir nur eins nicht, das ist die IfA."

Die IfA war in der DDR ein großer Betrieb zur Herstellung von Kraftfahrzeugen mit Zweigwerken im ganzen Land. In der Stadt Brandenburg gab es ein ziviles Werk für Zubehörteile von LKWs.

„Was ist mit der IfA?" fragte ich.

„Knochenarbeit und saudreckig. Dort landen die übelsten Kerle. Die Arbeit in der IfA ist so schwer, daß es da keine Sonntagsarbeit gibt. Natürlich haben die dadurch weniger Geld."

Ich landete in der IfA. Einige Strafgefangene dort saßen wegen Mord im Wiederholungsfall, so auch der für mich zuständige Strafgefangenen-Meister. Ich mußte Kupplungen für Lastkraftwagen auswuchten. Die schweren, gußeisernen Rohlinge wurden in eine Auswuchtmaschine eingespannt. Mit einem Elektromotor wurde die Kupplungsscheibe in Umdrehung versetzt, wobei Ungleichheiten des rotierenden Rohlings über einen mechanischen Übertragungsmechanismus an ein Zeigergerät weitergegeben wurden. Damit wurde gemessen, an welcher Stelle die Scheibe zu schwer war und wieviel Gußeisen dort entfernt werden mußte, um einen runden Lauf zu bekommen. Zu diesem Zweck wurde die Kupplungsscheibe ausgespannt, zu einer Bohrmaschine geschleppt, wo entsprechend viele Löcher in die zu schwere Stelle gebohrt wurden.

Ab und zu ließ sich ein ziviler Meister sehen, der aus dem Brandenburger Stammwerk kam. Er war freundlich und verstand sich gut mit den Strafgefangenen. Allerdings durfte mit ihm nicht über unsere Delikte gesprochen werden. So hat er nie erfahren, ob ich wegen politischer Delikte, wegen Mordes oder gar wegen Doppelmordes einsaß. Es gehörte zur Absicht des 1968 geänderten Strafrechts in der DDR, die Unterschiede zwischen politischen und kriminellen Vergehen zu verwischen. Selbst die ausrangierten Armeeuniformen, die wir als Anstaltsklamotten trugen, erhielten alle nur noch gelbe Streifen. Der frühere grüne Streifen für Politische entfiel.

Die Drehbänke, Fräsen und Bohrmaschinen erzeugten massenweise Späne, die auf Kippautos geladen und aus dem Zuchthaus abtransportiert wurden. Ein paar Jahre vor meinem Brandenburger Aufenthalt hatten sich einige Häftlinge unter den Spänen verstecken

können und auf diese Weise die Flucht aus der Anstalt versucht. Sie kamen nicht weit. Von dieser Zeit an mußten die Wachtmeister mit langen angespitzten Eisenstangen vor jedem Abtransport in den Spänen herumstochern, um eventuell verborgene Sträflinge herauszufinden. Jedem, der sie beobachtete, lief es eiskalt über den Rücken. Auch den Mördern. Ein Wachtmeister mit einem Narbengesicht holte besonders weit aus. Er hätte einem versteckten Sträfling glatt den Oberkörper durchbohrt.

Je nach Temperament bereiteten mich die Alteingesessenen auf das große soziale Problem im Zuchthaus vor, auf die Homosexualität. „Hier hat nach kurzer Zeit jeder seine ‚Mieze'."

Die einen machten mir Hoffnung, meine „paar Jahre" vielleicht ohne solche Probleme überstehen zu können, andere prophezeiten mir, auch bald versorgt zu sein. Ich wurde über die stabilen Beziehungen unterrichtet.

„Bei denen brauchst du gar nicht erst anzufangen", winkten sie ab, als ob ich schon Ansprüche gestellt hätte.

Ich staunte über die hochentwickelte Struktur auf diesem Gebiet. Es gab „männliche" und „weibliche" Miezentypen, einige waren nicht festgelegt, beinahe hätte ich geschrieben: „bisexuell". Manche waren treu, andere untreu, es tobten Eifersuchtskämpfe, und es gab Scheidungstragödien wie im wirklichen Leben. Unzählige Zigaretten und Essensportionen wurden für eine begehrte Mieze geopfert. Eingeschränkt waren solche Beziehungen durch die Geschlossenheit der Anstalt. Außerhalb der Arbeitszeit waren wir ja in Zellen eingesperrt. Die Wärter und Erzieher wurden mit raffinierten Begründungen zu Umbelegungen überredet, was natürlich selten klappte. Einzelheiten der Szene sind mir entgangen, da ich mich aus diesen Beziehungen heraushalten konnte. Bei Neuzugängen wurde vorsortiert. Da ging es streng nach Hierarchie.

Was die hierarchische Struktur unserer Schicht in der IfA betraf, so hatten wir Glück. Ein ehemaliger Boxer mit stählernen Muskeln stand unangefochten an der Spitze. Er soll einmal DDR-Meister im Boxen gewesen sein. Mit breitgezogenem Mund belächelte er alle Kindereien. In seiner Nähe prügelte sich niemand. Er hatte keinerlei Dünkel und unterhielt sich auch mit Neuzugängen ohne jede Arroganz. Man sagte, er hätte einen Banküberfall angeführt und,

weil „etwas schiefgegangen war", sich dafür zehn Jahre eingehandelt.

Ein Berliner, der etwa so alt war wie ich und allen Humor seiner Stadt mitbekommen hatte, war regelrecht begeistert, daß ich an der Leipziger Universität gearbeitet hatte.

„Ich bin Kalle", fing er während einer Schicht in der IfA ein Gespräch mit mir an, „ich bin kein Akademiker, aber in eurer Uni kenne ich mich wahrscheinlich besser aus als du."

„Hast du einmal dort gearbeitet?" fragte ich ihn.

„In gewissem Sinn schon", antwortete er mit einem verschlagenen Lachen, „aber nur für drei Tage. Du verstehst, dann habe ich mich verduftet."

Mir fiel ein, daß ein paar Jahre vor meiner Verhaftung an einigen Nachbarinstituten eine Menge Geld gestohlen worden war.

„Ich habe bei euch drei Tage lang Erziehungsarbeit geleistet. Was die Leute dort ihr Geld rumliegen lassen! Als ich weg war, haben die wahrscheinlich auf ihre Wertsachen besser achtgegeben. Glaube mir, ich habe die beste Erziehungsmethode. An welchem Institut warst du denn?"

Etwas vorsichtig antwortete ich:

„Ein paar Jahre war ich in der Liebigstraße, in einem Neubau."

„Das war dann am Physiologischen Institut bei Professor Drischel oder am Institut für Biophysik bei Professor Beier oder am Hygiene-Institut."

Er nannte mir Namen von Türschildern dieser Institute, die ich so genau gar nicht kannte, die aber offenbar alle stimmten.

„Ich kenne die ganze Liebigstraße", fuhr Kalle grinsend fort, „vorn die Anatomie und die Augenklinik. Soll ich dir die Namen aufzählen?"

Da ich vor meiner Verhaftung im Physiologisch-chemischen Institut neben der Augenklinik gearbeitet hatte, fragte ich Kalle nach dem etwas zurückgesetzten Gebäude zwischen Augenklinik und Chemie.

„Physikalisch- oder Physiologisch-chemisches Institut oder so ähnlich. Der Direktor ist Professor Hofmann. Stimmt's?"

„Haargenau", antwortete ich staunend.

„Die Sekretärin heißt übrigens Kaiser", ergänzte Kalle noch. Und dann spulte er pausenlos Namen von Türschildern einschließlich akademischer Titel der Leipziger Universität herunter. Ich war baff.

„Das Wichtigste sind die Sekretärinnen. Wenn man beobachtet hat, daß der Chef gerade weggegangen ist, macht man sich sofort an die 'ran. Du glaubst wohl, die nehmen mich nicht ernst? Was meinst du, wie ich aussehe mit Schlips und Brille! Nur die Haare dürfen nicht glatt gekämmt sein, die muß man ein bißchen mit dem fünfzinkigen Kamm bearbeiten." Er fuhr sich mit der Hand über den Kopf. „Der Sekretärin stellt man sich als Kollege aus Berlin vor. Die rennt gleich nach dem Chef. Das ist der Augenblick. Wenn man sich auskennt, reicht eine knappe Minute. Die Moneten liegen immer an den gleichen Stellen."

„Und wenn der Chef schnell zurückkommt?"

„Nur keine Panik", beruhigte mich Kalle, „ich kann auch mit Professoren reden. Ich überbringe Grüße von Fachkollegen aus Berlin", es folgten gleich wieder ein paar zugkräftige Namen, „kündige einen Besuch oder ein Telefonat von denen an. Meistens sage ich, daß die an einem Buch arbeiten und ein paar Fragen haben. Bisher haben mir alle geglaubt. Dann allerdings schnell weg, bevor die Sekretärin etwas gemerkt hat."

„Eines Tages haben sie dich aber doch geschnappt?"

„Berufsrisiko. Kein Mensch ist vollkommen."

„Warum bist du wegen so kleiner Sachen nach Brandenburg gekommen?"

„Wiederholungstäter. Ich mach das schon seit fünfzehn Jahren", er lachte verlegen, „mit berufsbedingten Unterbrechungen."

Dann wurde er ernster:

„Einmal ging eben etwas schief."

Er fragte, ob ich durch ihn zu Schaden gekommen sei, und war froh, als ich verneinte.

Das Seil unter der Jacke

Vom Zugang kam ich zunächst mit etwa zwölf anderen Neuen in eine viel zu enge Zelle. Von dort aus konnte man über Zuchthausmauer und Stacheldraht blicken. Am Horizont zog sich ein Kiefernwald hin. Etwas Grünes! Nach sechzehn Monaten konnten sich meine Augen wieder einmal auf die Ferne einstellen. Ein Vorzug der engen Zelle war, daß der Waschraum samt Klo durch eine Tür abgetrennt war, ein Luxus, den ich seit über einem Jahr nicht mehr kannte. Im Klo hing ein mehrere Meter langes Seil in der Ecke, geflochten aus Textilabfällen.

„Hast du schon unser Sprungseil gesehen?" fragte mich am zweiten Tag Konny. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einer verlegen lächelnden Grimasse. Konny saß wegen Spionage, stritt diese aber ständig ab.

„Wer springt damit und vor allem wo?" fragte ich zurück, da die Enge des Raums allenfalls Kniebeugen, aber keine Seilsprünge erlaubte. Außerdem war das Seil so lang, daß die ganze Zellenbelegung gleichzeitig hätte durchspringen können.

„Wir wollen uns damit fit halten", antwortete Konny ausweichend und immerfort lächelnd.

Außer Konny hantierte ein anderer oft mit dem Seil. Er hieß, soweit ich mich erinnere, Bernhard und war ein hochaufgeschossener junger Mann mit breiten Schultern. Er kam wie Konny aus Norddeutschland, saß auch wegen Spionage und sprach nicht viel.

Mit Bernhard arbeitete ich in einer Schicht. Zur Arbeit lief man meistens durch unterirdische Gänge. Das war nicht kürzer im Vergleich zur ebenerdigen Strecke, aber weniger kontrollierbar durch die Flugzeuge aus der Bundesrepublik, die im Anflug auf Westberlin nahe an der Brandenburger Vollzugsanstalt vorbeiflogen. Beim Ablauf zu einer Nachtschicht blähte Bernhards Jacke ungewöhnlich auf. An der Seite baumelte ein Stück von dem Seil aus dem Klo herunter. Meine Güte! Er schleppte das Ding heimlich zur Nachtschicht.

„Sag nichts!" flehte Bernhards stummer Blick. Dabei stopfte er das vorwitzige Seilende zurück unter die Jacke.

Bernhard arbeitete an einer Drehbank neben mir. Was sollte das werden? Ich dachte an Konnys verlegene Antwort auf die Frage nach dem Seilspringen. Zweimal in jeder Schicht gab es eine sogenannte Zählung. In Dreierreihen mußten die Gefangenen antreten und wurden von einem Wachtmeister gezählt. Nachts war das gegen zwölf und gegen vier Uhr. Ich atmete erleichtert auf, als Bernhard bei jeder Zählung anwesend war und auch sonst seinen Arbeitsplatz kaum verließ. Nur einmal kramte er in der Nähe der Meisterbude herum.

In der nächsten Nacht, es war von einem Freitag auf einen Samstag im August 1972, passierte es. Nach der Zählung um zwölf kehrte Bernhard nicht an seine Drehbank zurück. In der großen Fabrikhalle waren oben in den Ecken schwenkbare Fernsehkameras aufgestellt. Jedesmal, wenn eine in meine Nähe drehte, lief es mir eiskalt über den Rücken. Die mußten doch längst das Fernbleiben Bernhards bemerkt haben.

Kalle, der die bearbeiteten Teile transportierte, fragte als erster:

„Wo ist denn der?"

„Wen meinst du?"

„Deinen Kumpel an der Drehbank. Der ganze Müll steht noch hier."

Kalle zeigte auf die unbearbeiteten Teile. „Müll" war in Brandenburg alles und jedes. Man produzierte Müll, aß Müll, trug Müllklamotten, las Müll, redete Müll und träumte Müll.

„Bernhard hilft wahrscheinlich da hinten aus", ich deutete ans andere Ende der Halle, wo auch Drehbänke standen.

Kalle war beruhigt und fragte nicht mehr. Es wurde ein Uhr, Bernhard blieb verschollen. Ich ignorierte die Kamera, um nicht zu sehen, wann sie auf mich gerichtet war. Gegen zwei griff mir von hinten eine Hand auf die Schulter. Ich zuckte zusammen. Es war Eisenhauer, ein Lebenslänglicher. Er hieß wirklich so und sah dem amerikanischen Präsidenten Eisenhower sogar ein wenig ähnlich. Von Eisenhauer wußte jeder, daß er seine Freundin erdrosselt hatte. Er arbeitete unregelmäßig und konnte sich deswegen nichts zum Rauchen oder Naschen bestellen. Zigaretten sammelte er sich aus Kippen vom schmutztriefenden Erdboden in der Fabrikhalle zusam-

men, obwohl diese schon von Kippenzigaretten stammten, da niemand die Kippe einer frisch gedrehten Zigarette wegwarf. Eisenhauer war seelisch gestört, nachts trieb es ihn durch die Halle. Gegen ein, zwei Uhr war er schon öfters bei mir aufgetaucht, um die seltsamsten Fragen zu stellen und mit seiner gedrückten Stimmung fertigzuwerden.

„Sag mal", begann er, nach Worten suchend, „wenn ein Flugzeug in einen See stürzt, und darin sind Fische, und die Fische sterben dabei, wissen das die Fische vorher?" Solche Fragen beschäftigten Eisenhauer.

„Ich glaube nicht, daß die das vorher wissen", antwortete ich.

„Doch, die wissen das", beharrte Eisenhauer.

Da er mir von der Auswuchtmaschine zur Bohrmaschine und zurück folgte, konnte ich bei der Unterhaltung weiterarbeiten. In dieser Nacht kam es auf eine gute Norm an.

Man vermied in Brandenburg zwar, mit den Insassen über ihre Verbrechen zu sprechen, aber jetzt fragte ich Eisenhauer:

„Hat es deine Freundin vorher gewußt, als du sie umgebracht hast?"

„Ja, die hat das gewußt. Deswegen konnte ich es auch tun."

Dann stierte er mich eine Weile mit hochgezogenen Augenbrauen an, hob eine Zigarettenkippe vom Boden auf und verschwand.

Um drei war Bernhard noch immer nicht da. Aber es erschien Micha, ein Lebenslänglicher mit ausgeprägten homosexuellen Neigungen. Micha klotzte zu Beginn einer Schicht mächtig 'ran, um gegen Ende etwas Zeit zu haben.

„Du tust mir aufrichtig leid", begann er vorsichtig sein Gespräch und stellte sich dicht neben mich, „du gehörst doch überhaupt nicht hier 'rein. Das ist nicht deine Welt. Wir haben ja alle etwas auf dem Kerbholz, aber was sie mit dir treiben, ist eine Schweinerei."

Mit schwitzigen, ölverschmierten Händen faßte er mich vertraulich am Arm und begann, mich zu streicheln.

Jetzt geht es los! dachte ich. Mir gefror das Blut in den Adern.

„Wenn du einmal in Schwierigkeiten kommst", Micha blickte mich mit tiefliegenden Augen an, „kannst du immer auf mich zählen."

Ich zog meinen nun auch ölverschmierten Arm zurück.

„Paß einmal auf", wandte ich mich Micha zu, „du bist ein netter

Kerl. Aber könnten wir uns darauf einigen, ohne gegenseitiges Anfassen miteinander zu sprechen?"

Micha begriff. Auf diese Weise konnte ich später weitere Annäherungen abblocken. Die Männer verstanden immer gleich und waren nie nachtragend.

Halb vier hatte ich schon wieder Besuch. Alexander, ein Dreher, der seine Norm auch schon geschafft hatte, schwärmte von der 15. Partie der Schachweltmeisterschaft zwischen Bobby Fischer und Spasski in Reykjavik. Im Zuchthaus von Brandenburg hofften alle auf Fischer. Alexander kritzelte mit einem Schraubenschlüssel die Ecke eines Schachfeldes auf den Fußboden und erläuterte, wie Bobby Fischer in absolut aussichtsloser Lage seinem Gegner ein Remis abgetrotzt hatte.

„Bobby hat Spasskis König nach a 3 gelockt. Dort konnte er mit der Dame Dauerschach bieten. Spasski mußte immer mit dem Turm dazwischengehen und konnte nur noch ein Remis retten."

Dann wollte Alexander wissen, ob ein bestimmtes Buch über Einstein in der Gefängnisbücherei empfehlenswert sei. Ich bat Alexander, mir das Buch einmal zu beschaffen, da ich keine Leseerlaubnis hatte.

Dann ließ sich Robert blicken, der an einer Drehbank neben Alexander arbeitete. Er hatte ein ganz anderes Problem.

„Kannst du Englisch?" fragte er und wurde gleich konkret. „Was heißt eigentlich ‚Yellow Submarine'?"

„Gelbes Unterseeboot."

„Gelbes Unterseeboot? Das verstehe ich nicht. Kennst du ‚Yellow Submarine' von den Beatles?"

„Nicht so richtig."

Robert saß schon zehn Jahre im Zuchthaus, der Titel war erst sechs Jahre alt. In Brandenburg gab es keine Möglichkeit, Beatle-Musik zu hören. Robert hatte den Song irgendwann von einem Neuzugang aufgeschnappt und wollte wissen, was es mit dem gelben Unterseeboot auf sich hat. Er trug ein paar englisch klingende Liedfetzen vor. Wir fanden heraus, daß jemand in einer Stadt geboren worden war und nun in einem gelben Unterseeboot lebte. Weiter kamen wir nicht.

Bernhard fehlte jetzt vier Stunden. Unruhig schlenderte ich in den Minuten vor der Zählung durch die Halle und spähte unauffällig nach

Bernhard. Er war nicht da. Ergriffen sah ich, wie manche der jungen Lebenslänglichen an ihrer Werkbank still vor sich hin weinten, Bilder von Traurigkeit ohne Beispiel. Um vier kam ich am verschlossenen Tor vorbei, als mich ein markerschütterndes Getöse zusammenschrecken ließ. Es war die Hupe für die Zählung. Ich stand genau darunter.

Im gleichen Moment gewahrte ich Bernhard, der aus einer Ecke der Halle zu seiner Drehbank schlich und sein verschmutztes und verschwitztes Gesicht hastig mit einem Putzlappen abwischte. Seine Arbeitsjacke war aufgerissen und voller Kalkstreifen, als wäre er eine Wand entlanggeschlittert. Er steuerte auf mich zu:

„Stell dich bitte bei der Zählung vor mich, daß mich die Bullen nicht sehen können."

Der eifrige Menschenstecher mit dem Narbengesicht zählte. Das versprach nichts Gutes. Er schritt langsam die in Dreiergruppen angetretenen Gefangenen ab. Ich hatte mich als zweiter hinter den bärenstarken Boxer gestellt, und hinter mir verkroch sich der nicht gerade kleine Bernhard. Der Wachtmeister blieb ein paar Sekunden vor unserer Dreiergruppe stehen und streckte sein Narbengesicht weit nach vorn, wahrscheinlich weil Bernhard ziemlich verdeckt war. Doch dann schritt er normal zählend weiter.

In der verbleibenden Zeit bis sechs Uhr schrubbte Bernhard wie ein Wahnsinniger an seinen Teilen herum, er stellte die Maschine auf eine überhohe Drehzahl ein, glühende Späne zischten bis zu meiner Auswuchtmaschine.

Beim Ablauf zitterte Bernhard wie Espenlaub. Nach jeder Schicht ging es erst einmal unter die Dusche. Das waren in Brandenburg die schönsten zehn Minuten. Das warme Wasser strömte wohltuend über den verdreckten und verschwitzten Körper. Bernhard hielt sich in meiner Nähe auf.

Christoph, ein junger Chemiker aus Halle, der etwa zur gleichen Zeit wie ich auch aus politischen Gründen verhaftet worden war, bat mich um etwas Seife. Als Gegenleistung seifte er mir den Rücken ein.

„Hast du eine Mieze?" fragte mich Bernhard erstaunt. Christoph bekam einen Lachanfall.

„Darf man sich hier nicht einmal gegenseitig den Rücken einseifen, ohne gleich in den Verdacht zu geraten, eine Mieze zu haben?"

Aber Bernhard war nicht der einzige. Überall grinsten aus dem Dunst der Duschen erstaunte Gesichter, die des Lärms wegen wie Taubstumme fragten: „Mieze? Mieze?"

Das war Brandenburg.

Beim Frühstück im Eßsaal schwieg Bernhard und blieb beharrlich in meiner Nähe. Danach wurden wir in die Zelle geschlossen. Während des Samstagvormittags waren wir allein, da alle anderen Frühschicht hatten. Das Schweigen Bernhards beeindruckte mich.

Draußen begann ein wolkenloser, heißer Augusttag. Im Block gegenüber lag ein Gefangener am Gitterfenster mit dem Rücken zur Sonne.

„Der ist heute nachmittag ein Zebra", witzelte Bernhard. Aber sein verspanntes Gesicht konnte nicht lachen. Er legte sich auf seine Schlafstelle, ein oberes Bett am Gitterfenster. Er bewegte sich bis zum Mittagessen kaum. Ich staunte über seine Haltung. Er belastete mich nicht durch unnötige Informationen.

Zum Mittagessen mußten wir mit anderen Gefangenen auf dem Hof antreten. Ich wurde gleich angesprochen:

„Wer wollte denn in eurer Schicht letzte Nacht abhauen?"

„Abhauen?" fragte ich zurück.

Einige zeigten auf eine zerbrochene Glaswand eines Lichtdaches an einem Zellengebäude nahe der Gefängnismauer:

„Dort oben ist er wahrscheinlich aus dem Gebäude gestiegen. Ist bei euch nicht einer verschwunden?"

„Wir sind vollzählig abgelaufen", antwortete ich, der ich Zeit gehabt hatte, mir die Antworten auf die zu erwartenden Fragen zurechtzulegen. Als Bernhard angesprochen wurde, sagte er knapp:

„Ich weiß von nichts."

Am Nachmittag rückte die Frühschicht in die Zelle ein.

„Habt ihr schon gehört? In der Nachtschicht wollte einer abhauen."

Bernhard und ich taten, als wüßten wir von nichts.

„In Brandenburg hat es seit dem Krieg noch keiner geschafft", schüttelte ein alter Wiederholungstäter den Kopf, „hier kommt keiner 'raus."

Konny fragte mich in einer stillen Ecke:

„War Bernhard den ganzen Vormittag hier?"

„Ja, er lag seelenruhig auf seinem Bett."

Konny atmete tief ein und aus, betrachtete mich sorgenvoll, wobei in sein Gesicht noch mehr Falten als sonst geschnitten waren.

Etwa um drei wurde die Zellentür aufgeschlossen.

„Packen Sie Ihre Zahnbürste ein!" Ein Wachtmeister zeigte auf Bernhard.

Der lud seine Habseligkeiten in eine Decke, warf sie über den Rücken. Wir bildeten eine Art Spalier und begleiteten Bernhard mit aufmunternden Blicken. Nach dem Verschluß der Tür bestürmten sie mich mit kniffligen Fragen.

„Mensch, klappt an!" unterbrach Konny die Inquisition, die über mich hereinbrach. „Klapp an!" hieß in Brandenburg: „Sei still!" Mit Konnys schlauer Unterstützung gelang es mir, alle weiteren Fragen zu unterbinden.

Die Vernehmungen bei einem Hauptmann des Staatssicherheitsdienstes begannen. Alle aus der Zelle wurden verhört. Die Zurückkommenden waren ziemlich erregt. Ich wurde auch geholt. Zusammen mit Micha schloß man mich durch ein Dutzend Gittertore. Ich landete, getrennt von Micha, in einer Art Wartezelle, die so eng war, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberliegenden Wände berühren konnte. Das war eine der früheren Todeszellen direkt vor dem ehemaligen Hinrichtungsplatz. Hier mußte man trotz des bevorstehenden Verhörs unweigerlich an das bittere Leid denken, das unter den Diktaturen in solchen Zuchthäusern schon ertragen worden war.

Ein hochaufgeschossener Offizier führte die Vernehmung.

„Wir müssen Sie im Zusammenhang mit einem Fluchtversuch aus der Strafanstalt vernehmen. Haben Sie davon Kenntnis?"

„Ich kenne nur Gerüchte."

„Sie waren der einzige aus Ihrem Verwahrraum, der mit dem beschuldigten Strafgefangenen zur Nachtschicht abgelaufen ist?"

„Ja."

„Wo war dieser Strafgefangene zwischen null und vier Uhr nachts?"

„Das weiß ich nicht."

„Haben Sie seine Abwesenheit bemerkt?"

„Ich erinnere mich daran. Aber es kommt öfters vor, daß die Dreher an anderen Drehbänken aushelfen müssen."

Der Hauptmann schrieb alles mit. Er kannte bereits die nächtlichen

Gespräche. Ich brauchte nur zu bestätigen. Sogar Einsteins Buch fand Eingang ins Protokoll. Die Fragen waren gut vorbereitet, nüchtern und sachlich. Sie folgten Schlag auf Schlag, aber ohne Hinterhalt. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Plötzlich fixierte mich der Hauptmann mit scharfem Blick und fragte blitzschnell: „Hatten Sie ein Seil in der Toilette Ihres Verwahrraumes bemerkt?"

„Ja, da hing so etwas."

„Hatte Sie das nicht stutzig gemacht?"

„Was heißt stutzig? Ich bin neu hier. Das Leben im strengen Strafvollzug hat eigene harte Gesetze, die ich gerade erst kennenlerne. Meinen Sie, ich hätte an die Zellentür klopfen und dem Wachtmeister melden sollen: Da hängt ein Seil im Klo?"

In Leipzig wäre die Giftnatter bei einer solchen Frage übergeschäumt. Der Hauptmann hier jedoch verstand. Er konnte sich meine Schwierigkeiten denken und ließ es mit dieser Antwort bewenden.

Nach einer halben Stunde war die Vernehmung erledigt. Die Sachlichkeit und das Verständnis des Vernehmers hatten auf mich wohltuend gewirkt. Kein Vergleich mit den Torturen in Leipzig.

Micha kam gleich nach mir dran. Dann wurden wir zusammen zurückgeführt. Micha, der nur die Untersuchungshaft der Kriminalpolizei, aber nicht die des Staatssicherheitsdienstes kennengelernt hatte, zitterte am ganzen Körper:

„Mensch, der hat mich ausgequetscht wie eine Zitrone. Ich bin fix und fertig. Sag mal, solche Vernehmungen hast du über ein Jahr ausgehalten?"

Geschützt durch den Lärm einer Fräse, erzählte mir Konny später in der Fabrikhalle, daß er mit Bernhard hatte fliehen wollen, dann aber davon abgerückt war. Sie hatten noch einen Anker aus Stahlabfällen gebastelt und in der Halle versteckt. Sie wußten, wie sie im Dunkel der Nacht auf das Dach einer nahe der Gefängnismauer stehenden Halle gelangen konnten. Von dort sollte das Seil über die Mauer geschwungen und der Anker jenseits festgehakt werden. Am Seil hangelnd wollten sie dem Zuchthaus entkommen.

„Ich habe erfahren, das Seil sei ein paar Zentimeter zu kurz gewesen, sonst hätte es Bernhard geschafft." Konnys Falten im Gesicht sprachen für sich.

Drei Wochen später zischte mir ein glühender Stahlspan ins Auge. Der stechenden Schmerzen wegen führte man mich sofort zum Arzt, zunächst zu dem politischen Gefangenen aus Leipzig. Der rief einen Augenarzt. Dieser unverhoffte Arztbesuch ermöglichte, daß während der Minuten des Wartens kein Wachtmeister anwesend war. So nutzte der Arzt die günstige, wenn auch für mich recht schmerzhafte Zeit:

„Bei euch wollte doch einer fliehen?"

Ich nickte.

„Sie haben ihn in einem Kellerbunker mißhandelt. Seine Hoden waren so stark angeschwollen", dabei formte der Arzt die Hände zu einer Kugel, größer als eine Kokosnuß.

Als wir einmal zum Essen marschierten, entdeckte ich Karl-Heinz Niendorf in einer entgegenkommenden Kolonne. Er war auch in Brandenburg gelandet und arbeitete in der Schneiderei. Einmal gelang es uns, in einem Raum zwischen unseren Eßsälen miteinander zu sprechen. Wir hatten die gleichen Ansichten über die Leipziger Untersuchungshaft. Wichtig war, daß wir uns nach wie vor gut verstanden. Mehr als zwei Jahre hatten die Offiziere des Leipziger Staatssicherheitsdienstes krampfhaft versucht, uns mit erpreßten kompromittierenden Aussagen gegeneinander aufzuhetzen und zu verfeinden. Sie hatten nichts erreicht.

Im August wurde ich in die Zelle verlegt, die man mir für die kommenden Jahre ausgesucht hatte. Die etwa zehn Insassen waren fast alle Lebenslängliche.

„Wieviele Jahre hast du?"

„Sechs."

In Leipzig waren die Zellengenossen schockiert gewesen, als ich mit einer Strafe von sechs Jahren in die Zelle zurückkam. Hier hatte man andere Maßstäbe:

„Nur sechs? Da lassen die dich bis ganz innen herein?"

„Das würde ich glatt auf der Rasierklinge absitzen."

„Warum bleibst du die paar Tage nicht vorn beim Pförtner?"

„Hast du deinen Koffer gleich beim Pförtner gelassen?"

„Ab morgen helfen wir dir beim Packen für die Abreise."

Man konnte mit diesen Schwerverbrechern erstaunlich gut auskommen. Natürlich waren die meisten von ihnen schlimme Zeitgenossen, die unschuldigen Mitmenschen Unglück und oft den gewalt-

samen Tod gebracht hatten. Aber sie büßten hier hart dafür, manche schon länger als zwanzig Jahre. Ich war nicht ihr Richter und mußte auf engstem Raum mit ihnen zusammenleben. So verkehrte ich mit ihnen wie mit normalen Menschen und merkte bald, daß jeder von ihnen gute und angenehme Eigenschaften hatte.

Schlimm hatte es Christoph aus Halle getroffen. Er kam zu zwei anderen auf eine kleinere Zelle. Einer war Eisenhauer. Und der stand manchmal morgens auf und erklärte genüßlich: „Heute nacht hätte ich so richtig gern jemanden gemördelt."

Erst nach mehreren dringlichen Eingaben konnte Christoph diese Zelle verlassen.

Während der ersten Tage bei den Alteingesessenen erfuhr ich interessante Begebenheiten von Brandenburg. Vor Jahren war es den Strafgefangenen gelungen, heimlich Schnaps aus gegorenem Brot herzustellen. Die Polizei kam nicht dahinter. Als einige zuviel getrunken hatten, stülpten sie die Werkhalle total um. Mit dem Kran hoben sie auch einen tonnenschweren Amboß hoch und sahen, daß er ausgehöhlt war. Die Schüssel mit dem süßlich riechenden Brot wurde beschlagnahmt.

Ebenfalls ein paar Jahre vor meiner Ankunft war eine Gruppe von Häftlingen auf den Schornstein der Anstaltsheizung geklettert und hatten mit weißer Farbe das Wort „Hunger" senkrecht an den Schornstein geschrieben. Das konnten die Passagiere der im Landeanflug auf Westberlin befindlichen Flugzeuge lesen. Die Beteiligten dieser Aktion haben den Schornstein angeblich erst dann verlassen, als ihnen Verhandlungen mit Rechtsanwalt Vogel über ihre Ausreise in die Bundesrepublik zugesichert worden waren. Seither waren die unteren Steigeisen des Schornsteins abgesägt.

Bei einigen der Mörder, mit denen ich zusammenlebte, hatte der Staatsanwalt die Todesstrafe beantragt.

„Da sackst du ganz schön zusammen."

Einer war vom Gericht zum Tode verurteilt, danach aber vom Vorsitzenden des Staatsrats begnadigt worden.

Meine Zellengenossen zeigten mir einen zum Tode Verurteilten, dessen Gnadengesuch abgelehnt worden war. Er arbeitete allein in einem Lager.

„Das ist nicht der einzige hier", erfuhr ich. „Bei manchen wird das

Urteil nie vollstreckt. Die werden irgendwann doch noch zu Lebenslänglichen degradiert."

Uns Neue im Zuchthaus überraschten die unablässigen Neckereien der Langstrafer. Das war wie im Kindergarten. Beim Antreten in der Dreierreihe zupften ständig einige ihre Vordermänner am Haar oder Ohr oder stippten das Käppi über die Augen. Die ganze Truppe amüsierte sich über diese Kinderei. Ich habe nie erlebt, daß sich einer darüber mokiert hat.

Am 3. September 1972 durfte ich zum ersten Mal mit zum Fernsehen gehen. Olympiade in München. Obwohl nur schwarzweiß, konnte ich mich an dieser fast vergessenen Welt aus normalen, freudigen Menschen nicht sattsehen. Klaus Wolfermann aus der Bundesrepublik gewann das Speerwerfen. Riesenstimmung herrschte im engen Fernsehzimmer.

Mitten in der Sendung wurde ich von dem für mich zuständigen Erzieher, einem älteren Unterleutnant, herausgeholt.

„Ich lese gerade Ihre Papiere", eröffnete er mir, als wir allein im Büro waren, „da steht ein Jahr Fernsehverbot für Sie. Was haben Sie denn angestellt? So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich mußte erst alle möglichen Verordnungen lesen, weil ich ein solches Verbot nicht kannte."

„Mit dem Fernsehen hat meine Inhaftierung nichts zu tun. Ich hatte zu Hause keinen Fernseher."

„Ich merke schon alles, wenn ich Ihre Papiere lese", stöhnte der Unterleutnant und schüttelte den Kopf. „Ich kann Sie nur damit trösten, daß es hier auch noch andere gibt, die ihr Los nicht verdienen. Aber ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie besonders hart in die Zange genommen werden."

Das von einem Polizisten zu hören war merkwürdig. „Hören Sie! Sie erzählen nichts vom Fernsehverbot. Wenn einer fragt, ich habe Sie kennenlernen wollen. Möchten Sie weiter fernsehen?"

„Sehr gern."

„Dann bringe ich Sie jetzt zurück. Ab und zu werde ich es Ihnen erlauben. Diese Leute", er zeigte auf die vor ihm liegenden Papiere der Leipziger Organe, „machen alles kaputt."

Vorsichtig fragte ich die Mitgefangenen über den Unterleutnant aus.

„Vor dem brauchst du keine Sorge zu haben. Das ist ein alter Widerstandskämpfer, der hat unter Hitler selbst in Brandenburg gesessen. Dem macht keiner was vor. Der weiß, was hier abläuft."

„Nur Honecker hat es vergessen", meldete sich ein anderer, „der hat nämlich auch hier gesessen."

Am nächsten Tag durfte ich schon wieder zum Fernsehen gehen. Der Jubel war noch größer als beim Speerwurf. Ulrike Meyfarth gewann den Hochsprung. Alle waren begeistert. Ein aufsichtführender Offizier stand an der Wand und war von der Sportlerin des Klassengegners so fasziniert, daß er immer ein Bein anhob, wenn Ulrike Meyfarth zum Sprung ansetzte.

Ins Brandenburger Zuchthaus kam ab und zu ein evangelischer Seelsorger. Er hatte keinen Schlüssel. So sahen wir manchmal den vierzig- oder fünfzigjährigen Pfarrer, wie er mit Engelsgeduld vor einem verschlossenen Tor wartete.

„Manche Posten schließen sofort auf, wenn sie ihn sehen, andere lassen ihn stundenlang stehen", informierten mich die Alten.

Wer ein Gespräch mit dem Seelsorger beantragte, mußte Monate oder Jahre warten, bis er die Genehmigung, wenn überhaupt, erhielt. Als wir einmal zum Mittagessen marschierten, befahl der Posten „Halt!", lief zum anderen Ende des Gangs, öffnete das Tor für den wartenden Pfarrer und schloß ihm auch das nächste noch auf. Keiner aus der hungrigen Truppe murrte.

Ich erfuhr von Delikten, die ich in der DDR für ausgestorben hielt. Beim Freihof unterhielt ich mich einmal mit zwei Gefangenen, der eine saß wegen Flugzeugentführung, der andere wegen Zuhälterei. Der Flugzeugentführer erzählte, daß er bei der Volksarmee eine Maschinenpistole geklaut und eine Interflug-Maschine auf einem Inlandflug gekapert hatte. Er verlangte, die Maschine nach Berlin-Tegel zu fliegen.

„Die Piloten haben mich voll ausgetrickst. Sie nahmen Funkkontakt mit dem Flughafen in Tegel auf oder haben vielleicht auch nur so getan. Sie haben mir gezeigt, daß wir über Westberlin fliegen, vielleicht war es nur am Rand entlang. Ich kenne mich doch nicht in Westberlin aus. Es dauerte ziemlich lang, bis wir landeten. Man fuhr eine Gangway heran. Ich dachte, ich wäre in Tegel und in der Freiheit. Wir standen aber in Berlin-Schönefeld in der DDR, weit draußen auf

dem Flugfeld. Als ein Pilot die Tür öffnete, stürmten bewaffnete Kerle rein. Ich merkte zu spät, daß etwas schiefgegangen war. Sie warfen mich auf den Boden und legten mich in Handschellen."

„Und wie war deine Untersuchungshaft?" wollte ich wissen.

„Das ging gleich im Flugzeug los. Wo ich die Waffen her hätte, welche Hintermänner und welches Ziel ich hätte. Die haben mich in die Zange genommen, daß ich nicht mehr wußte, ob ich Männlein oder Weiblein bin. Ich habe Sachen unterschrieben, die gar nicht passiert waren. Später tauchte ein Mann auf: ‚Ich bin Rechtsanwalt Vogel und werde Sie verteidigen. Sie unterschreiben nur noch in meiner Gegenwart.' Vogel schärfte mir ein, daß er sein Amt niederlegen würde, wenn ich ohne seine Zustimmung irgend etwas unterschreiben würde. Obwohl er nicht freundlich zu mir war, hat er mir unendlich geholfen."

„Weißt du, welches Glück du gehabt hast, daß Vogel bald zur Stelle war?" fragte ich ihn.

„Ohne Vogel hätten die mich erschossen wie Robert Blum. Die wollten mir alles mögliche aufs Auge drücken. Da war bei Vogel nichts drin. Wie der mit denen umgesprungen ist! Aus den Protokollen wurde alles gestrichen, was nicht stimmte. Vogel hat mir ein paar Jährchen gerettet."

Der Zuhälter hatte jahrelang in Ostberlin ein kleines Bordell unterhalten.

„So ein schnuckeliger Feierabendpuff, der bringt's. Wenn du klaust, mußt du immer fünf Minuten Angst aushalten. Ich hatte dagegen ab und zu fünf Minuten Spaß. Ich kann euch sagen, ich hatte mein Heu 'rein. Dann hat mich so 'ne blöde Gans verpfiffen. In einem halben Jahr bin ich draußen. Die kann was erleben!"

Mit Brandenburger Sarkasmus riet ihm der Flugzeugentführer: „Am besten, du hängst bei der Entlassung einen Zettel an dein Bett: Bin gleich wieder da."

Sogar einen Schiffsentführer lernte ich kennen. Der hatte vom Militärgericht neun Jahre bekommen, weil er als Leutnant mit seinem Schiff samt Besatzung über die Ostsee in den Westen fliehen wollte.

Der Schiffsentführer arbeitete in einem kleinen Büro, wo Gefangene Verwaltungsarbeiten erledigten: Anwesenheitslisten, Arbeitseinteilung, Verbesserungsvorschläge, Maschinenauslastung und

ähnliche Angelegenheiten. Da ich studiert hatte, setzten sich diese Gefangenen dafür ein, mich ins Büro zu bekommen. Anfang Oktober klappte es. Der Vorteil im Büro war, daß nur tagsüber gearbeitet wurde, wenn auch länger als im Schichtbetrieb.

Ich mußte in eine andere Zelle umziehen und bekam einen neuen Erzieher. Vor der Verlegung holte mich der alte Unterleutnant noch einmal in sein Zimmer.

„Es war nicht leicht, für Sie die Genehmigung zur Büroarbeit zu bekommen. Ihre Unterlagen aus Leipzig verbieten solche Vergünstigungen. Aber ich habe mich energisch für Ihre Versetzung ins Büro eingesetzt. Mit dem Weggang aus meiner Gruppe bereiten Sie mir, ehrlich gesagt, keine Freude. Ich habe nichts gegen Leute wie Sie, ganz im Gegenteil."

Dieser alte Unterleutnant blieb mir als Schutzengel mit Uniform in bester Erinnerung.

In der neuen Zelle waren wir zwölf Gefangene. Alle hatten Tagesschicht, so war nachts Ruhe. Wir schliefen in zweistöckigen Betten und hatten kaum Platz. Zum Glück war der Waschraum wieder abgetrennt von der Zelle. Es gab dort sogar einen Spiegel, wenn auch mit matter Oberfläche. Wegen Mord oder schwerem Raub hatten die meisten sehr hohe Strafen oder lebenslänglich. Es gab zwei Schachbretter. Einige reizten zum streng verbotenen Skat mit selbstverfertigten Karten und dem Rücken zur Tür.

Zwei oder drei hatten Tageszeitungen abonniert. Die wurden von allen gelesen. Nur selten hatte einer ein Buch aus der Gefängnisbücherei ausgeliehen. Außer ein paar Sachbüchern gab es in der Bücherei die bekannten Werke des sozialistischen Realismus. Ich hatte wie immer keine Leseerlaubnis. Sonst gab es nichts an Freizeitbeschäftigung. Die arbeitsfreien Stunden verbrachte man mit Gesprächen oder stierte still vor sich hin.

Hin und wieder sorgten gewitzte Zellengenossen für Abwechslung. Ein korpulenter Langstrafer, der gern andere neckte, schlief in einem der unteren Betten und warf sich gewöhnlich mit einer drolligen Rollbewegung aus dem Stand in seine Koje. Eines Tages hatte jemand aus dem Büro Reißzwecken mitgebracht und heimlich unter das Laken des Dicken gesteckt, mit der Spitze nach oben. Als Bettruhe gebrüllt wurde, schmiß sich der Dicke wie üblich auf sein

Laken. Wir waren auf alles gefaßt. Aber der Mann blieb wie eine Eins liegen. Am nächsten Tag warteten wir ungeduldig, bis er aufs Klo ging. Dann stürzten alle zu seinem Bett. Keine Reißzwecke war zu sehen. Einer zog das Laken hoch. Da lagen sie unter dem Laken mit sorgfältig umgeknickten Spitzen. Wir blickten uns fragend an. Der Dicke ließ sich nichts anmerken. Wie er das gemeistert hat, haben wir nie erfahren. Vielleicht hatte ihm eine Mieze geholfen. Sein Ansehen war jedenfalls enorm gestiegen.

Ich war kaum drei Tage in dieser Zelle, da wurde „gefilzt". Ein lautes, schnelles Kommando kündigte sich auf dem Gang an. Mit gespenstischen Mienen verschwanden manche Zellengenossen im Waschraum. Andere machten sich an den Betten zu schaffen. Ich hatte gerade ein geheimes Englisch-Vokabelheft von einem Fabrikarbeiter anvertraut bekommen, um es zu vervollständigen. Wohin damit? Wenige Sekunden blieben, um ein Versteck zu finden. Ich legte das Heftchen einfach oben auf einen Spint. Da wurde die Zellentür aufgerissen.

„Raus! Raus!" brüllte eine Horde bulliger Wärter.

In einer freien Zelle mußten wir uns splitternackt ausziehen und wurden auf peinliche Weise durchsucht. In einem Riesensack verschwand alles, was den Polizisten nicht gefiel. Bildchen, Figürchen aus Abfällen. Zurück in der Zelle standen wir vor einem wüsten Haufen aus Wäsche, Matratzen, Hockern, Handtüchern und Zahnbürsten. Mißmutig ordneten wir das Durcheinander. Ich faßte auf den Schrank, das Vokabelheftchen lag noch da! In einer Ecke reizten sie schon wieder:

„Achtzehn, zwanzig ..."

Als ich anderntags das Vokabelheft dem Besitzer zurückgab, bedankte sich dieser mit einem breiten Grinsen:

„Mensch, hab' ich Schwein gehabt, daß ich es dir gestern gegeben hatte. Bei uns haben sie nämlich gefilzt."

Am 7. Oktober war Staatsfeiertag, der 23. Gründungstag der DDR. Am Morgen des arbeitsfreien Tages wurden wir aus den Zellen geholt. Ein Polizist ordnete an:

„Sie marschieren jetzt in einen Versammlungssaal. Dort wird ein Kommunique des Staatsrates der DDR verlesen. Unterwegs herrscht absolutes Redeverbot. Wer spricht, bekommt Nachschlag."

In dem Saal schritt ein Offizier an ein Rednerpult und las einen Beschluß, der zunächst nichts Aufregendes verhieß. Bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft habe man bedeutende Fortschritte erzielt. Wie immer war vom Frieden die Rede und von der Festigung des sozialistischen Staates. Und auch die politisch-moralische Einheit des Volkes kam wieder zu ihrem Recht. Die hatte ich im vergangenen halben Jahr fast vergessen. Diese Einheit hatte neuerdings wieder zugenommen.

„Dank dieser erfolgreichen Entwicklung hat auf Vorschlag des ZK der SED und des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik der Staatsrat der DDR beschlossen, aus Anlaß des 23. Jahrestages der Gründung der DDR eine umfassende Amnestie für politische und kriminelle Straftäter zu erlassen."

Ich war nicht sicher, ob ich träumte. Amnestie! War das die Freiheit? So plötzlich?

Schwere Verbrechen wie Mord, Gewaltverbrechen und Verbrechen unter dem Naziregime waren von dem Straferlaß ausgenommen. Die Amnestie sollte nicht sofort erfolgen, sondern erst bis zum 31. Januar 1973 abgeschlossen sein.

Freiheit binnen eines Vierteljahres! Und es hieß „politische Strafgefangene", obwohl dieser Begriff 1968 aus den Gesetzbüchern gestrichen worden war! Wieder Redeverbot auf dem Rückweg. Freude für mich allein. In der Zelle angekommen, lief ich in das Waschabteil. Ich schaute in den matten Spiegel. Ich konnte noch richtig lachen. Die Tränen schossen mir wie Bäche aus den Augen. Ich würde bald meine Familie sehen, würde Marion und das Söhnchen in den Arm nehmen können. „Nun danket alle Gott", „Jauchzet, frohlocket" und „Freude, schöner Götterfunken". Alle himmlische Musik brauste in mir auf wie ein Orkan. Ich ließ mir kaltes Wasser übers Gesicht laufen, um die Hitze, die aus mir loderte, zu ertragen. Wie lang ich so gestanden hatte, wußte ich nicht. In der Zelle war es still geworden. Sicher waren sie abgelaufen zum Essen oder zum Freihof. Was kümmerte mich jetzt Freihof oder Essen? Doch als ich in die Zelle kam, standen sie dort mit hängenden Köpfen wie nach der letzten verlorenen Schlacht. Da erst wurde mir klar, was los war. Von diesen elf Männern kam kein einziger frei! Mord und schwerer Raub fielen nicht unter den Straferlaß.

Manche hatten seit Wochen von Amnestie geredet, auf den 7. Oktober gehofft. Ich hatte mich da beharrlich herausgehalten, um einer solchen Enttäuschung zu entgehen. Und für die armen Kerle war es jetzt wirklich schlimm. In der DDR galt Amnestie als Schwäche des Staates. Dieser Straferlaß war also eine große Ausnahme. Er war ein Schachzug, um die Verhandlungen über den Grundlagenvertrag mit der Bundesrepublik vorteilhaft abschließen zu können. Eine weitere Amnestie würde es in den nächsten Jahren nicht geben. Alle Hoffnungen auf eine vorzeitige Entlassung konnten diese Leute für immer begraben. Mit der unerwarteten Entlassung zahlreicher Strafgefangener gerieten die Arbeitspläne der Strafanstalten in Gefahr, also würden die Verbleibenden eher mehr als weniger arbeiten müssen.

Trotz dieser bitteren Enttäuschung trabte wie auf Verabredung einer nach dem anderen auf mich zu und drückte mir die Hand:

„Ich gönne es dir von Herzen."

„Du gehörst doch sowieso nicht hier 'rein."

„Endlich wirst du wieder bei deiner Familie sein."

„Mensch, jetzt kannst du bald deinen Sohn sehen."

„Wir hatten dir doch gleich gesagt, du sollst deinen Koffer beim Pförtner lassen."

Den meisten standen Tränen in den Augen. Diese hartgesottenen Burschen hatten in diesem Augenblick ein so weites Herz, daß sie trotz ihrer niederschmetternden Lage Mitfreude für einen Glücklichen aufbrachten.

Der weitere Feiertag war verrückt. Inmitten einer trauernden Gemeinde mußte ich meine Freude und Erregung bändigen. Freihof gab es an diesem Tag nicht. So verbrachten wir den Tag in der engen Zelle mit widerstreitenden Gefühlen. Ich spielte viel Schach. Obwohl ich in guter Form war, brachte ich es nicht übers Herz, eine einzige Partie zu gewinnen.

Am nächsten Tag war der Jubel unter uns Politischen groß. Trotzdem nahmen wir Rücksicht auf die anderen Strafgefangenen, die nicht freikamen. Im Büro erlebte ich eine Überraschung. Der Schiffsentführer weinte, weil er unter die Amnestie fiel.

„Was wird aus mir, wenn ich draußen bin? Ihr könnt versuchen, in den Westen auszureisen. Als ehemaliger Offizier unterliege ich den

Vorschriften der Geheimhaltung; in den nächsten zwanzig Jahren habe ich keine Chance, in den Westen zu kommen. Dann bin ich ein alter Mann. Die stecken mich ins letzte Loch in der Braunkohle oder sonstwohin in die Wüste. Ich war Parteimitglied und hoffnungsvoller junger Offizier. Ich bin kein normaler Vorbestrafter wie ihr, sondern verurteilt vom Militärgericht. Mich machen die zur Minna. Hier drinnen hatte ich meine Welt, war anerkannt und wurde geachtet. Meine restlichen sechs Jahre würde ich lieber im Zuchthaus absitzen, als draußen gedemütigt zu werden."

Landeverbot

In einer Nacht Anfang November 1972 mußte ich mich mit etwa vierzig Strafgefangenen in einem Flur aufstellen, wo jeder eine Decke vor sich auszubreiten hatte. Wir wurden für einen Abtransport vorbereitet. Zuerst kam die „Filzung", wie gewohnt von den Haaren bis zu den Fußzehen. Dann ging es zur Effektenkammer, wo drei Lebenslängliche unsere Habseligkeiten aushändigten. Ein Hauptmann und ein Wachtmeister beaufsichtigten die Prozedur und ließen uns nach Erhalt unterschreiben. Lange holte uns niemand in der Effektenkammer ab. Mitternacht war vorüber. Die drei Lebenslänglichen betrachteten neugierig eine Skatkarte, die einer von uns bei seinen Effekten gehabt hatte. Sie fragten den Hauptmann, ob sie im Kampf gegen die Müdigkeit ausnahmsweise ein Spielchen machen dürften.

„Meinetwegen", antwortete der Hauptmann mit einer müden Handbewegung.

In der nächsten Viertelstunde hatten die drei die Welt um sich herum vergessen. Ich habe nie wieder so glückliche Skatspieler gesehen.

Gegen Morgen zwängten wir uns in die Grüne Minna. Keine Angaben über das Ziel. Im Auto war es eiskalt. Das kleine vergitterte Fenster zur Fahrerkabine war verhängt. Bald merkten wir die Stöße der Betonplatten auf der Autobahn. Es gab keine spürbaren Kurven. Vermutlich ging es nach Chemnitz, dem damaligen Karl-Marx-Stadt. Nach ein bis zwei Stunden verlangsamte die Grüne Minna die Fahrt, es ging leicht bergan. Das mußte die Auffahrt zur Elbebrücke bei Wittenberg sein mit der uralten Geschwindigkeitsbeschränkung. Tatsächlich ging es gleich wieder leicht bergab. Die Richtung war also klar. Später zog die Grüne Minna eine enge Schleife nach rechts. Das war das Schkeuditzer Kreuz westlich von Leipzig. Wir umfuhren Leipzig im Norden. Nur wenige Kilometer trennten mich von meiner Familie. Wenn Marion wüßte, wie nah ich ihr jetzt war! Unser kleiner Junge war sicher schon wach. In einem reichlichen Monat würde er seinen ersten Geburtstag feiern. In der Grünen Minna tauten jetzt alle

auf. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf kamen, plötzlich spielten wir Bundestagswahl mit offener Stimmabgabe. Je eine knappe Hälfte stimmte für eine der beiden großen Volksparteien der Bundesrepublik, einer oder zwei waren für die Freien Demokraten, keiner wollte Rechtsextreme oder Linksextreme wählen. Ich staunte über dieses repräsentative Ergebnis, das in einer ostdeutschen Grünen Minna zur Wahl des westdeutschen Bundestages ermittelt wurde. Dann kam die Landstraße, wie befürchtet drang bald der schweflige Dunst von Espenhain durch alle Ritzen. Ein paar kleine Hügel ging es hinan, bis an den Rand des Erzgebirges. In diesen Bergen hatte ich meine Kindheit verbracht. Wir landeten im Chemnitzer Gefängnis, das bekannt war als Brücke in den Westen.

Es wurden Antragsformulare für die Ausreise in die Bundesrepublik verteilt. Nur die Hälfte der nach Chemnitz verbrachten Strafgefangenen waren politische. Zahlreichen Kriminellen, auffällig vielen Wiederholungstätern, legte man die Ausreise in die Bundesrepublik nahe. Das war nicht so ganz im Sinne der Politiker in der Bundesrepublik, die bei diesem Handel mehr an die Ausreise für politisch Verfolgte gedacht hatten.

Ich beantragte, vor einer möglichen Ausreise mit Marion sprechen zu können, weil zu befürchten war, daß man nur mich ausreisen ließ und Marion die Nachreise verweigerte. Daraufhin landete ich vor dem Schreibtisch eines Majors des Staatssicherheitsdienstes.

„Sie dürfen Ihre Frau nicht sprechen."

Ich erklärte dem Major meine Befürchtungen und bat um Garantien, daß auch meine Frau mit dem Kind ausreisen dürfe.

„Ein Gespräch mit Ihrer Frau kommt nicht in Frage, Garantien bekommen Sie von mir keine", schnitt mir der Major knallhart das Wort ab. „Oder hat sich Ihre Einstellung zu uns geändert?" fragte er zynisch.

Um auch hier klare Verhältnisse zu schaffen, antwortete ich: „Nach den Erfahrungen in der Untersuchungshaft lehne ich Ihren Dienst entschiedener ab als vorher. Zwischen Ihnen und mir wird es keine Gemeinsamkeiten geben, unabhängig davon, wohin Sie mich entlassen."

Den Major riß es nicht vom Sessel. Offenbar hatte ihm das schon manch anderer so deutlich ins Gesicht gesagt.

Die Transporte nach dem Westen gingen am laufenden Band. Ich war mit etwa zehn anderen in einer Zelle eingesperrt. Die meisten wollten ausreisen. Die Kriminellen unter ihnen konnten ihr Glück nicht fassen.

„Wenn du klaust und kleine Mädchen schändest, kommst du in den Westen."

Keiner wußte, was passieren würde. Alle paar Stunden trippelten Gruppen von Gefangenen durch die Gänge und über die Treppen. Denen war zwar jeder Kontakt zu anderen Inhaftierten streng untersagt, trotzdem erfuhren wir durch Klopfzeichen von jedem Abtransport. In der Nacht vom 8. auf den 9. November war plötzlich Ruhe. Der letzte Transport war abgefahren. In der Zeitung stand am nächsten Tag, daß der Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen mit der Bundesrepublik von Egon Bahr und Dr. Michael Kohl im Bundeskanzleramt in Bonn paraphiert worden sei. In dem Moment, als Bahr unterschrieben hatte, stoppten sie in Chemnitz die Ausreisen. Ich habe das fast auf die Stunde genau verfolgen können. So entpuppte sich der Straferlaß als ein ausgeklügelter Plan, mit dem der Westen zu Zugeständnissen bei der gegenseitigen Anerkennung bewogen worden war. Gleichzeitig hat sich der Arbeiter-und-Bauern-Staat einer großen Gruppe krimineller und sozial gestörter Personen entledigt und sie dem Westen überlassen.

Wie die meisten meiner Zellengenossen blieb ich im Osten. Der Älteste unter uns war ein etwa fünfzigjähriger ehemaliger Genosse mit typischem Funktionärsgesicht, der nach seiner Erzählung wegen einer politischen Bagatelle ins Gefängnis gekommen war. Ich hatte mich mit ihm gut verstanden. Als er seine Sachen packen mußte, sagte er leise zu mir:

„Ich bin über jeden hier in der Zelle informiert. Auch über dich, Doktor. Hoffentlich geht alles gut bei dir. Paß auf dich auf!"

Daß ich promoviert war, hatte ich keinem gesagt. Das Funktionärsgesicht lächelte mich augenzwinkernd an. Zwischen Parteifunktionären, Spitzeln und Staatsfeinden gab es in diesem Staat offenbar auch ganz groteske Zwittergestalten.

Ich mußte noch einmal in den normalen Strafvollzug nach Chemnitz einrücken. Dort geriet ich in die Obhut ungewöhnlich zynischer Unteroffiziere. Wenn sie eine Zelle öffneten, mußten wir Gefangenen

oft minutenlang stillstehen, bevor ein Kommando oder eine Mitteilung brüllend über uns erging. Nachts wimmerten die Wachhunde der Polizei. Den Hundezwinger hatten sie in oder an das Gefängnis gebaut. Ich kam mit einigen kleineren Dieben und Sittlichkeitstätern in eine Zelle. Ohne die prickelnde Atmosphäre der politisch Verfolgten und ohne das makabre Fluidum der Brandenburger Langstrafer fühlte ich mich wieder wie in der Kästnerpiepe in Leipzig.

Meine Arbeitskraft wurde ohne Entlohnung noch einmal einen Monat lang ausgebeutet. Für eine Spielwarenfabrik verfertigte ich Figürchen und kleine Spielzeugautos. Am 12. Dezember 1972 öffnete sich das Gefängnistor. Marion holte mich zusammen mit dem Sohn, der nun ein Jahr und einen Tag alt war, in Leipzig am Bahnhof ab.

Die Amnestie war ihren Namen nicht wert. Sie wurde erst nach drei Jahren Bewährung rechtskräftig. Das bedeutete, jedes Vergehen gegen das Strafgesetz in dieser Frist machte erst einmal die Reststrafe wirksam. Die geringste nachgewiesene Menge Alkohol am Steuer, also ein halbes Glas Bier, hätte ausgereicht. Aber ein Auto hatte ich zunächst gar nicht. Es lag im Ermessen der Funktionäre, einen schleppenden Arbeitsbeginn nach der Freilassung als asoziales Verhalten zu bewerten. Auch das wäre ein Vergehen im Sinne des Strafgesetzbuches gewesen und hätte zunächst einmal den Vollzug der Reststrafe bedeutet.

Unklar war, wie es weitergehen würde. Ich mußte mich in der für mich zuständigen Abteilung Inneres beim Rat der Stadt Leipzig melden. Dort wurde mir das Fernmeldewerk in Leipzig-Stötteritz als neue Arbeitsstelle zugewiesen. Die würden Leute brauchen. Ich fragte, wie es mit einer Anstellung am Physiologisch-chemischen Institut stünde.

„Ihre ehemalige Stelle können Sie natürlich wieder antreten. Das sieht der Amnestieerlaß so vor. Wir haben für Sie aber erst einmal das Fernmeldewerk ausgewählt, weil dort Physiker gebraucht werden. Sie müssen unsere Lage verstehen, der Straferlaß bereitet uns viel Kopfzerbrechen bei der Neueinstellung der Entlassenen. Wir betrachten diese Lösung als vorübergehend."

Dann folgte ein dezenter Hinweis auf das asoziale Verhalten:

„Wir raten Ihnen, die Stelle unverzüglich anzutreten. Sie kennen

doch die Vorschriften, die mit der großzügigen Amnestie verbunden sind?"

Von meinem Beruf war beim ersten Gespräch im Stötteritzer Fernmeldewerk keine Rede mehr.

„Wir brauchen zur Zeit dringend einen Mitarbeiter in der Gießerei. Andere Stellen sind nicht frei."

Man führte mich in einen rußigen Keller, wo drei Gießereiarbeiter mit schwarzen Gesichtern in staubigen Gußformen hantierten. Als Hilfsarbeiter sollte ich zentnerschwere Gußteile transportieren. Asoziales Verhalten hin und her, ich lehnte ab.

„Können Sie mir bitte eine andere Arbeit zuweisen?" fragte ich und verwies auf die Abteilung Inneres, die mir eine Physikerstelle versprochen hatte.

„Physikerstellen haben wir keine anzubieten. Im Moment ist nur diese eine Stelle in der Gießerei frei."

Es war dies der erste und einzige Betrieb, den ich in der DDR kennengelernt habe, der nur eine freie Stelle hatte. Ich fuhr noch einmal zur Abteilung Inneres, wo man mich nun deutlicher auf asoziales Verhalten hinwies.

„Ich verweigere keine Arbeit", erklärte ich, „ich beziehe mich auf Ihr Angebot, im Fernmeldewerk als Physiker arbeiten zu können."

Ich erreichte nichts. Was in der Zwischenzeit im Stötteritzer Werk geschah, erfuhr ich später: Das Werk hatte die Auflage, mich unbedingt einzustellen, möglichst als Hilfsarbeiter in der Gießerei oder einer entsprechenden Abteilung. Es gab eine Beratung mit den Meistern, von denen einer den Schneid hatte, einen angeblich gefährlichen Staatsfeind in seine Abteilung zu nehmen. Das war Meister Voigt vom Prüffeld für Spulen. Von Jahresbeginn 1973 bis Sommer 1976 prüfte ich dort als schlecht bezahlter Arbeiter im Leistungslohn Spulen für Fernmeldeanlagen. Meister Voigt interessierte sich für meine Geschichte und hat sich mir gegenüber als vertrauenswürdig und hilfreich erwiesen. Ebenso habe ich Einrichter Hilprecht und die anderen Arbeitskollegen in bester Erinnerung behalten. Die meisten machten mir gegenüber kein Hehl aus ihrer Ablehnung des politischen Systems in der DDR.

Im Fernmeldewerk wurde im Zweischichtbetrieb gearbeitet. Mit den Funktionären hatte ich keinen Kontakt. Während der Spätschicht

tauchte nach der wöchentlichen Parteiversammlung mitunter eine kleine Gruppe aus der Betriebsleitung in unserem Prüffeld auf. Die Genossen erkundigten sich nach der Normerfüllung und den üblichen Schwierigkeiten. Mitunter leitete ich die Schicht im Prüffeld. Wenn der Einrichter Hilprecht abwesend war, überließ er mir oft die Vertretung. Daß ich ein vorbestrafter Staatsfeind war, störte ihn nicht.

An einem solchen Abend kam die Betriebsleitung ins Prüffeld. Ich mußte berichten, wie die Arbeit voranging. Ich trug dick auf, beschrieb technische Probleme an den Meßgeräten bis in alle elektrischen und mechanischen Einzelheiten. Ich zeigte, wie bestimmte Spulen falsch gewickelt waren, und begründete, warum es so viel Ausschuß gab. Andächtig lauschten die Leiter, stellten wichtige Fragen und verwickelten mich in ein ausführliches Gespräch. Der Parteisekretär war entzückt, er strahlte wie ein Weihnachtsengel. Da sie nicht wußten, wer ich war, fragte mich der Betriebsdirektor interessiert: „Wie heißen Sie?"

Die Antwort zerstörte die Andacht. Der Betriebsleiter sagte knapp danke und steuerte zur nächsten Tür, das Engelsgesicht der Partei verkrampfte sich, als hätte ihm der Teufel ins Weihwasser gespuckt. Einige betrachteten mich von oben bis unten wie den ersten Menschen.

Als ich einmal in der Telefonzentrale des Fernmeldewerks ein privates Gespräch anmeldete, gab es ein Mißverständnis mit der Telefonistin. Da das Betreten der Zentrale verboten war, steckte ich den Kopf durch ein kleines Schalterfenster, um das Problem zu klären. Bevor die Telefonistin mich aufforderte, den Kopf zurückzunehmen, entdeckte ich an der Wand einen kleinen Zettel:

„Gespräche Dr. Fritzsch über Parteileitung."

Ich war der einzige mit diesem Namen im Fernmeldewerk. Warum interessierte sich die Parteileitung für meine Telefongespräche?

Die Arbeiter im Spulenprüffeld waren mein letztes Arbeitskollektiv in der DDR. Mit sehr verschiedenen Gruppen hatte ich zusammen gelernt und gearbeitet: in der Schule, bei der Armee, im Studium, in der Landwirtschaft, an Forschungsinstituten, in der Kirche, in Fabriken, im Knast. Überall begegnete ich Menschen, die sich den Zwangsmaßnahmen von Partei und Regierung widersetzten und bewußt auf berufliche und private Vorteile verzichteten. Oft erwiesen

sich auch Genossen mit niederen Funktionen als ganz erträgliche Kollegen. Üble Ausnahmen waren einige Kommilitonen am Physikalischen Institut der Leipziger Universität, die mit kriminellen Methoden versucht haben, Andersdenkende politisch zu vernichten.

Ein Jugendfunktionär des Fernmeldewerks kam öfters ins Prüffeld, blieb mir gegenüber jedoch reserviert. Einmal traf ich ihn nachts an einer Straßenbahnhaltestelle in Leipzig-Gohlis. Er war sternhagelvoll. Als er mich sah, hielt er mich am Arm fest:

„Sie haben hier überhaupt keine Chance ... Die machen Sie fix und fertig ... Ich weiß alles ... Die tun so, als ob sie Ihnen helfen wollten ... Da können Sie ewig warten ... Die wollen ein Exempel statuieren ... Versuchen Sie, nach drüben zu kommen ... Hier gehen Sie vor die Hunde ..."

Alle paar Monate meldete ich mich bei der Abteilung Inneres der Stadt Leipzig. Für eine berufliche Änderung brauchte ich deren Zustimmung.

Meistens heuchelte mir der zuständige Abteilungsleiter Mitgefühl vor. Das müsse sich bald ändern, aber im Moment könne er nichts tun.

„Wir versuchen alles, aber leider ..."

Drei Jahre dauerte die Bewährungszeit. Das Verfahren vor dem Jugendverband, das Disziplinarverfahren und der Gerichtsprozeß hatten mir gezeigt, daß die Genossen imstande waren, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen. Man wußte nie, was kommen würde. So war die dreijährige Bewährungszeit eine qualvolle Zitterpartie.

Als ich mit Rechtsanwalt Vogel einmal über die Bewährungszeit sprach, meinte er:

„War das denn eine Amnestie? Als Jurist habe ich gelernt, daß Amnestie ein uneingeschränkter Straferlaß ist. Amnestie mit Bewährung ist ein Widerspruch."

Er gab mir den Rat, die drei Jahre möglichst ungeschoren herumzubekommen.

Ich schrieb einen Brief an das Politbüromitglied Hager, der für die ideologische Arbeit, insbesondere an den Universitäten, zuständig war, und fragte nach den Möglichkeiten eines weiteren akademischen Lebens in der DDR, wobei ich auf seine Rede von 1971 zur politisch-moralischen Einheit hinwies. Bemerkenswerterweise bescheinigte

Hager am Beginn seines Briefes, daß ich „die Ereignisse von 1971 sehr gut verstanden" habe, aber Aussichten auf Besserung meiner Lage machte er nicht.

Die Kollegen des Instituts für Biophysik und des Physiologisch-chemischen Instituts waren mir gegenüber sehr aufgeschlossen. Dr. Pliquett beteiligte mich nebenher und inoffiziell an einem kleinen Forschungsprojekt. Professor Hofmann hielt meine Stelle frei, obwohl die Universität 1972 die fristlose Kündigung ausgesprochen hatte. Als Parteigenosse nahm er in einer für mich erstaunlichen Weise an meinem Schicksal teil. Sein Rat war: „Finden Sie sich nicht mit dieser Entwicklung ab. Versuchen Sie, sich hineinzufinden."

Das Versprechen der Abteilung Inneres vom Dezember 1972, an die Universität zurückzukehren, wurde nie zurückgenommen. Ich besprach mich mit Professor Hofmann.

„Gehen Sie erst zum Rektor der Universität. Ich habe Ihre Stelle all die Jahre freigehalten, Sie können morgen wieder hier anfangen. Aber ohne den Rektor geht nichts."

Der Rektor ließ mich monatelang auf einen Termin warten. Ich mußte zum ersten Mal den Betonkasten betreten, der anstelle der gesprengten alten Universität inzwischen hingestellt worden war. Eine Sekretärin empfing mich höflich. Ich folgte ihr zum Zimmer des Rektors Winkler und wartete in einem kleinen Konferenzraum, der dem Rektorenzimmer vorgelagert war. Nach kurzer Verständigung mit dem Rektor kehrte die Sekretärin zurück und bat mich, fünf Minuten auf dem Korridor zu warten. Sie hatte offenbar keine Ahnung, worum es ging, denn sie ließ sowohl die Tür vom Rektor zum Vorzimmer als auch die Tür zum Korridor einen Spalt offen.

Rektor Winkler telefonierte mit Professor Hofmann. Er ahnte nicht, daß ich das Gespräch draußen auf dem Korridor mithören konnte.

„Sie müssen es Herrn Fritzsch sagen, Genosse Hofmann, daß Sie keine Stelle für ihn haben."

Er betonte jedes Mal das „Sie".

Eine Minute Schweigen, offenbar lehnte Professor Hofmann das verlogene Spiel ab, das ihm der Rektor vorschlug.

„Nein, das müssen Sie ihm sagen", forderte der Rektor erneut auf und betonte wieder das „Sie".

Ich wurde Zeuge eines schmählichen Gesprächs, das etwa zehn Minuten dauerte. Immer wieder versuchte der Rektor, Professor Hofmann zu überzeugen, daß Anstellungsprobleme als Ablehnungsgrund vorgeschoben werden müßten. Es dürfe keinesfalls der Eindruck entstehen, daß meine politische Vergangenheit Ursache für die Ablehnung meines Antrags auf Wiederanstellung sei.

Der Rektor rief mich herein. Er stöhnte über die gerade jetzt so angespannte Stellensituation.

„Wir haben alles versucht, eine Stelle für Sie freizubekommen. Zur Zeit ist die Situation aber besonders schlimm."

Der Rektor hielt eine lange Rede über die Probleme an den Instituten und die Wissenschaftspolitik im allgemeinen. Ich sollte mich doch einmal im Braunkohlenkombinat in Böhlen umsehen. Dort sei wahrscheinlich eine Physikerstelle frei, er habe kürzlich so etwas gehört. Damit wollte er mich verabschieden.

Ich bat, noch eine Frage stellen zu dürfen:

„Falls ich auf eigene Initiative eine freie Stelle an der Universität ausfindig mache, welche Rolle würde meine politische Vergangenheit bei einer Neubewerbung für diese Stelle spielen? Ich bitte Sie um eine klare Antwort."

Der Rektor war auf diese Frage nicht vorbereitet und rang nach Worten. Er brachte mühsam hervor, daß angesichts meiner „nicht gerade leichten Vergehen" eine Anstellung vielleicht und eventuell und unter Umständen bei manchen Positionen fraglich sein könnte. Ich solle ihn aber um Himmels willen nicht falsch interpretieren, im sozialistischen Staat habe jeder eine Chance. Im Gegensatz zur Klassenjustiz in der Bundesrepublik gebe es in der DDR kein Berufsverbot. Dann warnte er mich:

„Falls Sie jemandem erzählen, ich hätte diese Ablehnung mit Ihrer Vorbestrafung in Zusammenhang gebracht, wäre das eine falsche Aussage. Sie haben mich verstanden?"

Nach diesem Gespräch waren für Marion und mich die Würfel gefallen: Ausreise in die Bundesrepublik.

Zu dieser Zeit war ich ernsthaft krank geworden. Eine Ärztin im St.-Georg-Krankenhaus in Leipzig behandelte mich. Sie war überzeugte Genossin. Nachdem sie meine Geschichte kennengelernt hatte, gab sie mir nur einen Rat:

„Wechseln Sie die Hemisphäre. Ein Arzt kann Ihnen nicht mehr helfen."

Ich bewarb mich um eine Physikerstelle an einer Universitätsaugenklinik außerhalb Leipzigs, mein letzter Versuch. Der Professor informierte mich, daß die Kaderleitung „außergewöhnlich scharf" abgelehnt habe. Das Berufsverbot war beschlossene Sache.

Marion und ich stellten den Antrag, in die Bundesrepublik überzusiedeln. Mehrere Personen unterstützten uns dabei ganz besonders. Rechtsanwalt Vogel setzte unseren Antrag auf die entsprechende Liste. Stefan Welzk und mein Vetter Harald wandten sich an Professor Carl Friedrich von Weizsäcker, der entsprechende Personen für unseren Antrag interessierte. Verwandte in Frohnhausen bei Dillenburg setzten sich für die „Familienzusammenführung" ein.

Die Genossen des Leipziger Rundfunk-Sinfonieorchesters wollten Marion als Stimmführerin bei den zweiten Geigen in der DDR behalten und bearbeiteten sie während einer Aussprache. Dabei unterbreiteten sie ihr ein Angebot:

„Es gibt doch auch noch andere Partner."

Unsere Familie, zu der nach dem Sohn noch eine Tochter hinzugekommen war, siedelte im September 1976 in die Bundesrepublik über. Verwandte in Frohnhausen nahmen uns mit inniger Zuwendung auf. Unser Freund Gero John überwies uns einen größeren Geldbetrag als zinslosen Kredit, um über die ersten Monate hinwegzukommen. Am Max-Planck-Institut in Frankfurt ermöglichte mir Professor Schlögl mit einem Forschungsstipendium, daß ich noch einmal in der Wissenschaft anfangen konnte. Wir begannen das Leben im Westen ohne Illusionen und haben uns dadurch unnötige Enttäuschungen erspart. Wir wurden als politische Flüchtlinge anerkannt. Nach dem Häftlingshilfegesetz wurde jeder Monat hinter Gittern mit 30 DM vergütet. Das war kein Riesenbetrag, aber wer ohne einen Pfennig im Westen ankam, nahm das gern an. Genauso freuten wir uns über einen günstigen Kredit zur Anschaffung von Hausrat. Das gegen mich in Leipzig verhängte Urteil wurde vom Oberstaatsanwalt in Frankfurt für unzulässig erklärt. In der DDR galt ich noch immer als vorbestraft.

Wir durften jahrelang nicht in die DDR zurückkehren. Nicht einmal zur Beerdigung des Vaters ließ man mich einreisen. Mein

Bruder, der an der Akademie in Ostberlin arbeitete, erhielt mehrere Einladungen von Instituten aus dem Westen. Die Behörden der DDR verweigerten die Reisegenehmigung. Bei einem Gespräch wurde er aufgefordert:

„Trennen Sie sich von Ihrem Bruder. Dann wird manches gehen."

Er beugte sich nicht und durfte deshalb nicht reisen.

Es gab Hinweise, daß uns Besuche in der DDR genehmigt würden, wenn wir Generalsekretär Honecker für die Erlaubnis der Ausreise in einem Brief dankten. Für Marion und mich kam das nie in Frage.

Trotz des Reiseverbots, das für uns nun in der anderen Richtung als früher wirksam war, meldete sich die DDR-Vergangenheit mitunter unerwartet wie etwa an jenem strahlenden Sonntagmorgen im August 1983, als ich fernab aller deutschen Problematik von New York nach Montreal flog. Das neue Leben im Westen ließ aber häufiges Zurückdenken nicht zu.

Kurz nach der Übersiedelung in die Bundesrepublik besuchte ich einen Kollegen an der Marburger Universität. Es tobte der Wahlkampf zum Bundestag 1976. In Marburg trieben seltsame Parteien und Gruppierungen Wahlpropaganda, indem sie Lenin, Stalin, Mao, Ulbricht, Honecker und andere Diktatoren als fortschrittliche Staatsmänner priesen. An einigen der Stände stellte ich ein paar Fragen zur sozialistischen Diktatur des Proletariats. Von der Wirklichkeit dieser Politik, nicht einmal hundert Kilometer von Marburg entfernt, hatte keiner eine Vorstellung.

„Die Diktatur des Proletariats ist der Ausweg aus der politischen Krise in der Bundesrepublik", wurde ich belehrt.

Ich mußte mir Parolen anhören über die bundesdeutsche Klassenjustiz und über die katastrophalen Zustände in westdeutschen Gefängnissen. In der DDR sei man da schon eine geschichtliche Epoche voraus. Diese Marburger Wahlkämpfer waren ausschließlich Akademiker. Niemand hatte Verbindung zu Arbeitern.

„Mit der Basis klappt es noch nicht so, wie wir das wollen."

Wie wir das wollen! Die Basis hatte sich nach ihnen zu richten. Das kannte ich zu gut. Ich ging zum Grab der heiligen Elisabeth und erholte mich von diesem Schock.

Ähnlich verliefen Gespräche mit politisch festgelegten Personen von der anderen Seite des politischen Spektrums. Sie waren zwar

aufgeschlossener für Verfolgte aus dem Osten, konnten aber oft nicht zwischen ostdeutscher Diktatur und westdeutschen Linken unterscheiden. Sie zogen gegen diese Linken vom Leder, als hätten die uns auf dem Gewissen.

Eine Leserin aus dem Westen, die einen Entwurf zu diesem Buch durchgesehen hatte, bedauerte, daß ich die Angebote zur Mitarbeit beim Staatssicherheitsdienst ausgeschlagen hatte, denn dadurch fehle mir nun der „zweite Handlungsstrang". Solche Brocken muß man erst verdauen.

Im Ausland war das Interesse an der politischen Verfolgung in Ostdeutschland oft überraschend groß. Unvergessen bleibt mir ein Gespräch, das ich mit einem israelischen Biochemiker in Amsterdam führte. Seine Verwandtschaft war im Dritten Reich fast vollständig ausgerottet worden.

„Meine Familie verkehrt nicht mit Deutschen", erzählte er mir.

Als ich ihm entgegnete, daß ich Deutscher sei, winkte er ab:

„Bei Ihnen ist das etwas anderes. Ich habe von Ihrem Schicksal gehört. Wie haben Sie das überstanden?"

Er interessierte sich für meine Erfahrungen in der Untersuchungshaft und fragte ausführlich nach den seelischen Folgen für mich und meine Familie. Selten hat sich jemand so intensiv nach meinem Schicksal erkundigt.

Das Gift überdauert die Schlange

Als im Mai 1968 die Leipziger Universitätskirche gesprengt wurde, bot sich vielen Beobachtern eine merkwürdige Szene: In der aufgerissenen Baulücke tauchte, von Staubwolken umkränzt, der Turm der einhundert Meter entfernten Nikolaikirche auf. Wer hätte gedacht, welche Symbolkraft sich hinter diesem Wechsel der Bilder verbarg? In der Nikolaikirche versammelten sich in den 80er Jahren mutige Christen zum Friedensgebet. Als sich die Bevölkerung in der DDR auf ihre politische und moralische Einheit besann, wurde diese Kirche zum Zentrum der friedlichen Revolution. In den Medien sah ich viele bekannte Gesichter. Christian Führer, den ich aus der Studentengemeinde kannte, leitete oft die Friedensgebete. Unterstützt wurde er von seiner Frau Monika, geborene Kramer, die Stefan Welzk und mir im Ernteeinsatz 1964 großartig beigestanden hatte.

In Berlin gründete Professor Jens Reich das „Neue Forum". Das war der Biochemiker von der Akademie in Berlin-Buch, der mir kurz vor meiner Verhaftung das Rechenprogramm anvertraut hatte. Die Rechenergebnisse habe ich nie zu sehen bekommen, weil mich im April 1971 der Kleine im dunkelblauen Mantel an der Straßenbahnhaltestelle am „Haus der Heiteren Muse" abgefangen hatte. 1984 hatte ich Jens Reich bei einem Biochemiker-Kongreß in Moskau zufällig wiedergetroffen. Er fragte interessiert nach meiner Untersuchungshaft. Wir sprachen über die Probleme in der DDR. Jens Reich meinte, daß sich die Kirchenleitungen zuwenig für kritische Gruppen einsetzen. In den vergangenen Jahren hätten sich auch außerhalb des protestantischen Milieus oppositionelle Strukturen gebildet, für die der Rahmen der Kirche zu eng sei. Eine effektive Opposition müsse auch solche Gruppen einschließen. Das leuchtete mir ein, da mein oppositioneller Bekanntenkreis in der DDR auch nicht nur aus kirchlich gebundenen Personen bestanden hatte.

Mit Begeisterung habe ich im Sommer 1989 gesehen, wie Jens Reich und seine Freunde das „Forum" gegründet haben. Da ist dieses Konzept verwirklicht worden. Die Begründer waren zu einem Teil

Mitglieder der evangelischen Kirche, in starkem Maße kamen sie aber auch aus nichtkirchlichen Gruppen.

Ein Professor für Mathematik an der Leipziger Universität und knallharter Funktionär der Partei, der während des Studiums als sozialistisches Vorbild gepriesen worden war, erinnerte sich seiner Pflicht fürs sozialistische Vaterland, „immer als Wissenschaftler auch Patriot zu sein". Im November 1989, mitten im Umbruch der DDR, ermunterte er die Parteigenossen an der Leipziger Universität, die Waffen gegen die Demonstranten zu erheben. Wozu hätten sie sonst das Schießen gelernt?

Die Leute attackierten die Rumpelstilzchen. Sie drangen in die Zentralen des Staatssicherheitsdienstes ein. Die Angehörigen des Dienstes hatten zuwenig Zeit, alle verräterischen Unterlagen zu vernichten. Manche flüchteten in die demokratischen Bewegungen, andere hielten eisern an den alten Parolen fest. Bei Gerichtsprozessen und Anhörungen widersprach einer dem anderen, das ehemals einheitliche Schild und Schwert der Partei war entzweit. Auch in Grimms Märchen hat sich das Rumpelstilzchen, dieses „gar zu lächerliche Männchen", am Ende von selbst entzweit.

Während ihrer Herrschaft hatten die Diktatoren unerbittlich von den Kritikern des Systems verlangt, die Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen. Nach ihrer Niederlage zeigten sie dazu wenig Bereitschaft.

Der Begriff „Opfer" hüllte Tatbestände in Nebel. Alle waren nicht näher definierte Opfer eines nicht näher definierten Kalten Krieges. Doch es gab nur wenige tatsächlich Verfolgte. Mancher in Ost und West, der eben noch das fortschrittliche sozialistische System der DDR gepriesen hatte, drosch nun darauf ein, daß es in fataler Weise an die Wendungen mancher Nazis nach 1945 erinnerte.

Das Gift war tief in die Menschen gedrungen. Den Schlangen wurden zwar die Giftzähne gezogen, aber die Genossen hatten so etwas schon immer eingeplant und vorgesorgt. Was hinter den Wänden der Partei verbrochen worden war, blieb verschleiert. Jeder konnte jetzt jeden verdächtigen. Wer hat welchen Namen? Wer welchen Decknamen? Wer beweist, wer wer ist? Mißtrauen, Verdächtigung und Heuchelei blühten, obwohl die Diktatur gestürzt war. Das Gift überdauert die Schlange, sagt eine alte Weisheit.

Es gibt Gegengifte. Dazu gehören die aufgeschriebenen Erinnerungen. Als ich bei der Akteneinsicht feststellte, daß meine Erinnerungen an die Untersuchungshaft einigermaßen genau waren, ermutigte mich das, die Erlebnisse in einem Buch gegen das Vergessen aufzuschreiben. Einige wörtliche Redewendungen sind so gefallen, wie hier aufgeschrieben. Andere geben die Situation nach bestem Wissen wieder.

Ein ehemaliger Kommilitone, der 1966 die Verfahren vor dem Jugendverband und dem Disziplinarausschuß der Leipziger Universität gegen mich angeführt hatte, kam 1992 zu mir. Er sagte, daß es ihm „leid tut". Er hätte damals nichts von meiner Verhaftung gewußt; er wäre zu dieser Zeit in der Sowjetunion gewesen. Als Verleumder kam man eben relativ leicht ins Ausland. Immerhin war er der einzige, der ein Gespräch für nötig hielt, allerdings erst, nachdem ich zwei Artikel über meine Verfolgung publiziert und Namen genannt hatte. Ich fragte ihn, warum er diese Verleumdungen aufgestellt und durchgepeitscht habe.

„Ich habe eben an das System geglaubt."

Ich fragte, wieso der Glaube an das System der DDR Verleumdungen rechtfertige. Er zuckte mit den Schultern.

„Das war eben so."

Ich erzählte ihm von Professor Hofmann vom Physiologisch-chemischen Institut in Leipzig. Er war Genosse der Partei, bekleidete hohe Ämter und hatte genauso an die Sache geglaubt. Trotzdem blieb er wahrhaftig. Er hat sich konsequent für mich eingesetzt, nach meiner Haftzeit auch noch für einen anderen Mitarbeiter, der Flugblätter gegen Kriegsspielzeug verteilt hatte.

Nach der Wende interessierten mich die Schicksale anderer Verfolgter. Doch erreichten deren Geschichten mit nur „einem Handlungsstrang" selten die Medien. Im Mittelpunkt standen die Genossen, die eben noch die Diktatur gestützt und im letzten Moment die Kurve genommen hatten. Offizielle, inoffizielle, informelle und sonstwelche Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes hatten eine große Presse. Dabei wären die Erfahrungen der einfachen Verfolgten so wichtig gewesen. Als die Beziehungen des Staatssicherheitsdienstes zum westdeutschen Terrorismus, der illegale Waffenhandel und andere Scheußlichkeiten dieses Dienstes bekannt wurden, staunten

Politiker und Redakteure im Westen über die kriminelle Potenz dieses Dienstes. Die Verfolgten der Diktatur hat das nicht verwundert. Sie staunten ihrerseits darüber, daß gut informierte Leute im Westen darüber staunen konnten.

Nach der Wende gossen zahlreiche Leute Kübel voll Schmutz über die Inoffiziellen Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes. Bei manchen dachte ich, sie sollten lieber still sein und froh darüber, daß sich dieser Dienst nie für sie interessiert hat.

Aus dem Ministerium wurde nach der Wende ein Amt für Nationale Sicherheit. Das Fernsehen zeigte Einrichtungen des Dienstes in Leipzig. Die Kameras drangen bis in die Verwahrräume der Untersuchungshaftanstalt vor, die seit achtzehn Jahren meine Alpträume beherrschten. Ich sah die Korridore und hörte hinter mir den Befehl „Gesicht zur Wand!"

Im Gebäude des Staatssicherheitsdienstes, in der sogenannten „Runden Ecke", betraten beherzte Leipziger mit einem Reporter aus der Bundesrepublik den dunklen, breiten Treppenaufgang. Verstörte Angehörige des Dienstes standen herum wie Hühner im Regen und stammelten Beiträge in die Mikrophone. Bald hatten sie den Chef der Bezirksbehörde, Generalmajor Hummitzsch, vor der Kamera.

„Ich bin jetzt vierzig Jahre in der Partei", brachte er mit unruhigem Blick hervor,„ ich schäme mich für alles, was ich in den vierzig Jahren getan habe."

Beim Anblick des Generals wurde ich an die Ratte erinnert, die am ersten Tag meiner Verhaftung das Kreuzverhör angeführt hatte.

„Hier drinnen herrscht keine Demokratie", war ich angefaucht worden, „die schlagen Sie sich sofort aus dem Kopf. Hier herrscht Diktatur, die Diktatur des Proletariats, und das ist Klassenkampf in seiner ganzen Härte. Welche Rechte Sie haben, bestimmen wir. Bei uns kommt Politik vor Recht."

Die Monate des Schreckens tauchten mit aller Gewalt erneut auf. Ich konnte nicht verhindern, daß sich die Giftnatter Püchner in meine Erinnerung drängte:

„Wir holen Ihre Frau hier 'rein, wenn Sie nicht reden!"

Und was hatte der hinterhältige Hauptmann Henke, die Spinne, prophezeit, als er mich mit entschärften Protokollen verblüffte und mit Raffinesse ködern wollte?

„Vielleicht wird sogar Ihr Sohn, wenn er erwachsen ist, hinter der Entwicklung in unserem Staat stehen."

Welche Prophezeiung! Der Sohn war eben achtzehn geworden und stand tatsächlich hinter der neuen Entwicklung in diesem Staat.

Die Ereignisse des Jahres 1968 prägten Höhen und Tiefen unserer politischen Verfolgung: der Prager Frühling, die demütigende Sprengung der Leipziger Universitätskirche und das spektakuläre Plakat in der Kongreßhalle. Der Staatssicherheitsdienst hat die mit den Ziffern „68" verknüpften Hoffnungen zerstört und viele Jahre unseres Lebens geraubt. Aber die Geschichte hatte offenbar Gefallen an dem Symbol „68". Sie stellte die beiden Ziffern auf den Kopf, so daß eine „89" daraus wurde, und machte sie mit einem Augenzwinkern zum Symbol für das Ende der Diktatur.

Auf meinen Antrag hin hat mich das Bezirksgericht Leipzig im Juni 1991 rehabilitiert und dabei festgestellt, daß „dem Antragsteller schweres Unrecht zugefügt wurde". In der Begründung heißt es:

„Der Antragsteller wurde am 02. 06. 1972 vom Bezirksgericht Leipzig wegen Handlungen verurteilt, mit welchen er lediglich seine verfassungsmäßigen politischen Grundrechte der Meinungsfreiheit sowie der Vereins- und Koalitionsfreiheit (Art. 27 und 28 der Verfassung der DDR vom 06. 04. 1968) wahrgenommen hatte."

Dabei hat der Rehabilitierungssenat nicht einmal berücksichtigt, daß die Protokolle, auf die sich das damalige Leipziger Bezirksgericht stützte, durch die Vernehmer des Staatssicherheitsdienstes stark zu meinem Nachteil verfälscht und mit unwürdigen Drohungen erpreßt worden waren.

Im Sommer 1992 erhielt ich Einsicht in meine Akten über die Untersuchungshaft beim Leipziger Staatssicherheitsdienst. Rehabilitation und Akteneinsicht verliefen reibungslos.

Bevor es soweit war, kam es zu meinen letzten Kontakten mit den Genossen von früher. Im April 1990 hatte ich beim Leipziger Bezirksgericht die Rehabilitation und die Einsicht in meine Gerichtsunterlagen beantragt. Der Antrag wurde registriert. Dann hörte ich nichts mehr und rief in Leipzig an. Die Telefonleitungen waren überstrapaziert, man mußte sich die Finger wund wählen, um vom Westen nach dem Osten durchzukommen. Als es mir endlich gelungen war und ich Namen sowie Anliegen genannt hatte, wurde aufge-

legt. Es war bekannt, daß am Leipziger Bezirksgericht alte Genossen die Aufarbeitung der politischen Prozesse damals verzögerten.

Im Juni 1990 besuchte ich meine Mutter in Ostberlin. Von dort aus klappte das Telefonieren nach Leipzig. Dreimal nacheinander wurde ich mit Personen verbunden, die sich für meinen Vorgang nicht zuständig fühlten. Das kannte ich von früher. Ich beharrte auf einer Antwort und wurde dann informiert:

„Wir haben alles versucht. Aber die Abteilungsleiterin, die Ihren Vorgang bearbeitet, ist nicht zu sprechen."

Ich fragte nach dem Stellvertreter der Abteilungsleiterin. Da wurde aufgelegt. Von Ostberlin aus kam ich gleich wieder durch.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß die Bearbeiterin nicht da ist!"

„Wie heißt ihr Stellvertreter?" fragte ich.

„Das ist Herr ... "

Der Name war nicht zu verstehen. Nach zwei weiteren Fragen war er immer noch nicht zu verstehen. Ich ließ den Namen buchstabieren. Der Mann hieß Liebecke.

„Dann möchte ich bitte mit Herrn Liebecke sprechen."

Die Dame am anderen Ende hielt den Hörer zu.

„Heute vormittag ist Herr Liebecke nicht da", meldete sie sich wieder.

„Wann kann ich ihn am Nachmittag erreichen?"

Die Dame tuschelte wieder mit jemandem.

„Am Nachmittag ist Genoss ... äh, Herr Liebecke auch nicht da."

Der Begriff „Genosse" war im Sommer 1990 bereits abgeschafft, manche mußten sich erst daran gewöhnen.

„Wann kann ich Herrn Liebecke sprechen?"

Ich bekam die knappe Antwort: „Wir haben alles versucht. Er ist heute überhaupt nicht da."

Ich legte auf. Erinnerungen stiegen in mir auf. Oberrichter Poller hatte bei Beginn meines Prozesses „alles versucht", um den Kollektivvertreter Dr. Pliquett vorzuladen. Die Abteilung Inneres beim Rat der Stadt Leipzig hatte während des Berufsverbots „alles versucht", ebenso hatte Rektor Winkler von der Leipziger Universität „alles versucht", um eine Wiederanstellung zu ermöglichen.

Ich rief erneut im Leipziger Gericht an. Ohne mich vorzustellen, brüllte ich die Dame in der Telefonzentrale einfach an:

„Den Genoss... äh, Herrn Liebecke!!"

Nach ein paar Sekunden meldete sich devot eine dünne Stimme: „Ja, hier Liebecke."

Seit der Auskunft über die totale Abwesenheit des Herrn Liebecke war keine Minute vergangen. Ich staunte, wie der Apparat von der Telefonistin bis in die Büros mit vorauseilendem Gehorsam funktionierte. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, machte Herr Liebecke eine lange Pause, traute sich aber nicht, das Gespräch zu unterbrechen. Zunächst kannte er meinen Vorgang nicht. Ich ließ nicht locker. Da wußte er plötzlich, daß die Unterlagen im Mai beim Bezirksstaatsanwalt angefordert worden waren.

„Ich werde gleich beim Staatsanwalt nachfragen, ob der Vorgang bearbeitet worden ist", schlug ich vor.

Herrn Liebecke gefiel das nicht.

„Warten Sie damit noch eine Weile, das dauert manchmal. Wir tun alles, daß es schnell geht. Wissen Sie, was ich vermute?" fragte er, „ich vermute, daß Ihre Unterlagen beim Staatssicherheitsdienst ... äh, beim Amt für Nationale Sicherheit liegen. Da dauert es dann noch länger. Warten Sie erst einmal ab."

„Trotzdem rufe ich jetzt beim Staatsanwalt an", blieb ich hart. Das wirkte.

„Warten Sie doch einmal, vielleicht ist es schon heute bei der Post, die geht hier so langsam. Es ist Montag, übers Wochenende kommt immer so viel Post. Ja, sehen Sie", Herrn Liebeckes Stimme klang hocherfreut, „hier ist die Antwort vom Staatsanwalt, ich habe mir doch gleich gedacht, daß sie heute mit der Post gekommen ist. Und sehen Sie, der Staatsanwalt schreibt, Ihre Papiere liegen beim Staatssicherheitsdienst ... äh, beim ehemaligen Staatssicherheitsdienst. Da kommt nur das Bürgerkomitee heran. Auf das haben wir nun gar keinen Einfluß."

Im August 1990 reiste ich nach Leipzig. In der Anwaltskanzlei im Peterssteinweg erfuhr ich, daß mein Leipziger Verteidiger inzwischen verstorben war. Einer seiner Kollegen erzählte mir, daß in den Räumen unter der Kanzlei zu Zeiten der DDR ein Handelsunternehmen etabliert war. Vor ein paar Tagen habe man herausgefunden, daß es sich dabei um ein Objekt des Staatssicherheitsdienstes gehandelt hatte. Die Kanzlei war mit Wanzen übersät.

Ich ging zur Beethovenstraße. Es war sonnig und heiß wie an dem Junitag 1972, als ich in dieser Straße ein paar Minuten ungesiebte Luft genießen konnte. Diesmal kam ich aus der anderen Richtung. Ich warf einen Blick durch das Tor auf den Vernehmertrakt und die vergitterten Glasziegelfenster der ehemaligen Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes. Hellbraun zeichnete sich das 1971 erneuerte Obergeschoß im Zellenkomplex ab. Ich betrat das Gebäude des Bezirksstaatsanwalts und sprach mit einem jungen Staatsanwalt, der seine politische Wende hinter sich hatte.

„Wenn man Ihre Karteikarte sieht, friert es einen mitten im Hochsommer", bemerkte er und überreichte mir die Karte zur Einsicht. Für ihn war es klar, daß in meinem Fall großes Unrecht verübt worden war. Er wünschte mir eine rasche Rehabilitation.

Ich betrat wieder die Beethovenstraße. Gegenüber hing immer noch das Schild mit der großen braunen Geige von Marions früherem Geigenbauer. Ich bog in die Harkortstraße ein. An der Ecke hatte ich damals kurz überlegt, die Schuhe ohne Schnürsenkel stehen zu lassen und zu fliehen. Ob der Läufer geschossen hätte? Die Autokolonnen in der Harkortstraße waren bunter als 1972. Den Shiguli, der mir damals aufgefallen war, gab es noch immer. Zwischen Trabants und Wartburgs drängten sich nun alle möglichen Westwagen mit ostdeutschen Nummernschildern.

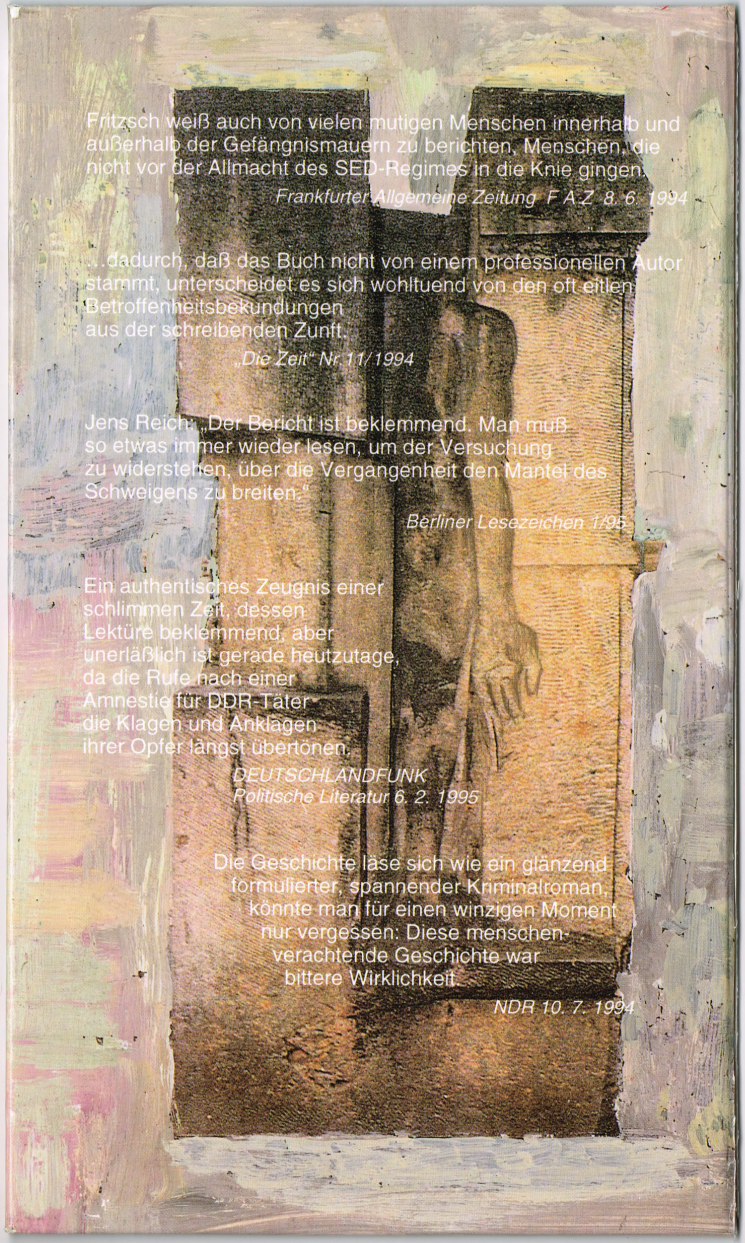
Im Bezirksgericht sah es aus wie früher. Eine Frau Justizrat empfing mich. Ihr sah man die Wende auf den ersten Blick an: Elegant gekleidet mit schicken Klamotten vom Klassengegner. Sie informierte mich, daß es von mir keine Akten am Gericht gäbe, nur Karteikarten und den jüngsten Briefwechsel. Akteneinsicht würde sie sowieso nicht zulassen. Sie richte sich nach einer „Leitungsinformation" aus alten DDR-Zeiten, wonach Akteneinsicht für Angeklagte nicht gestattet sei. Außerdem könne man auch einen neuen Beschluß des Ministerrats so interpretieren. Ich fragte, wie es mit meinem Antrag auf Rehabilitation weiterginge.

„Rehabilitation?" fragte sie und blätterte kopfschüttelnd in meinen Unterlagen. Nach einer Weile zog sie spöttisch die Mundwinkel nach unten.

„Ob Sie überhaupt unter die Rehabilitation fallen, ist noch die Frage."

INHALT

Folgen Sie mir unauffällig! *7*
Das soll ich unterschreiben? *17*
Die Konzeption *34*
Gesicht zur Wand *47*
Klassenkampf im Kartoffelkorb *66*
Das Plakat *74*
Rettung oder Vernichtung *84*
Der Prozeß *102*
Bei Räubern und Mördern *112*
Das Seil unter der Jacke *122*
Landeverbot *140*
Das Gift überdauert die Schlange *152*



Fritzsch weiß auch von vielen mutigen Menschen innerhalb und außerhalb der Gefängnismauern zu berichten, Menschen, die nicht vor der Allmacht des SED-Regimes in die Knie gingen.

Frankfurter Allgemeine Zeitung F.A.Z. 8. 6. 1994

...dadurch, daß das Buch nicht von einem professionellen Autor stammt, unterscheidet es sich wohltuend von den oft eitlen Betroffenheitsbekundungen aus der schreibenden Zunft.

„Die Zeit" Nr. 11/1994

Jens Reich: „Der Bericht ist beklemmend. Man muß so etwas immer wieder lesen, um der Versuchung zu widerstehen, über die Vergangenheit den Mantel des Schweigens zu breiten."

Berliner Lesezeichen 1/95

Ein authentisches Zeugnis einer schlimmen Zeit, dessen Lektüre beklemmend, aber unerläßlich ist gerade heutzutage, da die Rufe nach einer Amnestie für DDR-Täter die Klagen und Anklagen ihrer Opfer längst übertönen.

DEUTSCHLANDFUNK
Politische Literatur 6. 2. 1995

Die Geschichte läse sich wie ein glänzend formulierter, spannender Kriminalroman könnte man für einen winzigen Moment nur vergessen: Diese menschenverachtende Geschichte war bittere Wirklichkeit.

NDR 10. 7. 1994